
Rezensionen zum Thema ,Arbeit und Geschlecht‘

Katrin Hugendubel

Frauen in den Arbeitsmarkt – und was machen die Männer? Wie Frauen in Europa mit der Doppelbelastung von bezahlter Arbeit und Familienaufgaben umgehen

Ute Gerhard/Trudie Knijn/Anja Weckwart (Hrsg.): Erwerbstätige Mütter – Ein europäischer Vergleich München 2003 (beck'sche reihe, 253 S., 14, 90 €).

Seit einigen Jahren lässt sich ein steigender Anteil an Frauen auf dem Arbeitsmarkt verzeichnen. Waren es früher ausschließlich Frauen, die sich für ökonomische Unabhängigkeit und mehr Gleichberechtigung im Arbeitsleben einsetzten, gilt heute aufgrund demografischer Entwicklungen die Einbindung von Frauen in den Arbeitsmarkt als Voraussetzung für Wettbewerbsfähigkeit, und dadurch auch unter Männern als förderenswert. Im Rahmen der Lissabonner Strategie hat sich die EU zum Ziel gesetzt, die Beschäftigungsrate von Frauen bis 2010 auf 60% anzuheben, und dabei vor allem die Erwerbstätigkeit von Müttern zu fördern. Die Debatten, die diese Zielsetzung nach sich ziehen, werden von zwei Prämissen bestimmt: einmal dem Glauben, dass gesetzliche und sozialpolitische Regelungen Hauptfaktoren für die (Nicht-)Erwerbstätigkeit von Müttern sind; und zweitens, wie so oft in der Debatte um Sozialpolitik im Rahmen der EU, durch die Betonung nationalstaatlich unterschiedlicher Traditionen des Wohlfahrtsstaats. Der von Ute Gerhard, Trudie Knijn und Anja Weckwart herausgegebene Sammelband hinterfragt beide Prämissen erfolgreich. In acht Beiträgen analysieren Wissenschaftlerinnen, teilweise in länderübergreifender Kooperation, europäische Wohlfahrtssysteme vergleichend und untersuchen die Alltagspraxis erwerbstätiger Mütter. Durch den komparativen Ansatz werden gemeinsame Entwicklungstrends in den verschiedenen Modellen deutlich, und schon in der Einleitung verweisen die drei Herausgeberinnen auf die Bedeutung der, neben sozialpolitischen Leistungen und einer Infrastruktur der Betreuung oft vernachlässigten, kulturellen Faktoren: Normen, Leitbilder und Traditionen, die das Erwerbsverhalten von Frauen sowie die Einstellung gegenüber unterschiedlichen Formen der Kinderbetreuung beeinflussen. Der in mehreren Artikeln vorkommende Vergleich zwischen der Situation in Ost- und Westdeutschland zeigt am deutlichsten, dass sozialpolitische und arbeitsmarktliche Rahmenbedingungen nicht alleine dafür verantwortlich sein können, ob und in welcher Form Frauen am Arbeitsmarkt partizipieren. Die Beiträge verdeutlichen, dass es in der Diskussion eben nicht um erwerbstätige Mütter und ihre Probleme geht, wie der Titel auf den ersten Blick vereinfacht andeutet, sondern um gesellschaftlichen Wandel, um eine Veränderung von Rollenbildern, Familienstrukturen und das Verhältnis von Staat, Markt und Familie, vor allem im Pflegebereich.

Die britische Sozialpolitikwissenschaftlerin Jane Lewis stellt in ihrem Beitrag die normative Wirkung des historisch gesehen nur für kurze Zeit gültigen ‚männlichen Ernährermodells‘ dar. In diesem Modell waren Männer für Erwerbsarbeit und damit für das Familieneinkommen und Frauen für Haus-, Pflege- und Betreu-

ungsarbeit zuständig: Für beides war gesorgt – aber um den Preis der Abhängigkeit der Frauen vom männlichen Ernährer. Lewis zeigt am Beispiel Großbritanniens und der Niederlande, dass sich in der Arbeitswelt der Wandel zum ‚*adult worker modell*‘, d.h. zum einem Modell, das auf der Annahme basiert, dass alle erwachsenen erwerbstätigen Personen einer bezahlten Beschäftigung nachgehen, weitgehend vollzogen hat. Der daraus notwendigerweise resultierende Wandel in den Familienstrukturen und im staatlichen Betreuungsangebot findet allerdings nur sehr langsam statt. Die Sozialpolitik begründet sich weiterhin auf dem alten Modell der klaren Arbeitsteilung; und im Privaten besteht weiterhin die Norm der pflegenden und fürsorgenden Mutter.

In dieser Übergangssituation ist es an den Frauen, heutzutage Lösungsstrategien für sich, ihre Familien und vor allem für ihre Kinder zu entwickeln. Ute Klammer, Trudie Knijn und Ingrid Jönsson verdeutlichen mit Hilfe des Begriffs ‚Betreuungspakt‘ wie Frauen unterschiedliche Strategien bündeln, um die ihnen traditionell zugeschriebene Pflegearbeit sicherzustellen. Ihre Analyse der Situation in Schweden, Deutschland und den Niederlanden zeigt, dass diese Pakte nur zu einem geringen Teil auf Rechten und zum grossen Teil auf Zugeständnissen und informeller Unterstützung wiederum von Frauen für Frauen basieren, und somit eine instabile Basis für das Erwerbsleben bieten.

In einer Untersuchung der ersten Generation erwerbstätiger Mütter in Norwegen, Spanien und Italien zeigen Arnlaug Leira, Constanza Tobio und Rossana Trifeletti, dass es länderübergreifend in erster Linie verwandtschaftliche Hilfe ist, die die Lücke der Pflegearbeit füllt. Großmütter, die selbst noch Hausfrauen waren und sind, helfen ihren Töchtern aus, die selbst aber nicht mehr helfend Hausfrauen sein werden. Eine weitere Dimension fügen Marie-Thérèse Letablier und Ingrid Jönsson der Diskussion hinzu. Sie identifizieren in ihrem Beitrag fünf verschiedene ‚Kinderbetreuungsregime‘ in Europa, die durch unterschiedliche Formen der Regulierung und der Aufteilung von Verantwortlichkeit zwischen Staat, Familie, Markt, bzw. Unternehmen und Zivilgesellschaft gekennzeichnet sind. Die sehr unterschiedlichen Logiken, auf denen diese Regime basieren, wirken sich unterschiedlich auf die Gleichberechtigung der Geschlechter und die soziale Konstruktion von Mutter- und Vaterschaft aus.

Der Sammelband macht deutlich, dass es in der Diskussion um die Erwerbstätigkeit von Müttern um mehr geht, als um die Erreichung der Marke von 60% bis 2010. Es geht um die Zukunft der bisher im Privaten hauptsächlich von Frauen unbezahlt sichergestellten Pflegearbeit. Die Mittel, die dafür zur Verfügung stehen, liegen in Europa momentan erheblich unterhalb der Ausgaben für beschäftigungspolitische Maßnahmen. 2002 haben die EU Regierungschefs sich gemeinsam verpflichtet, bis 2010 für mindestens 90% aller Kinder ab drei Jahren einen Betreuungsplatz zu sichern. Eine wichtige Maßnahme, doch greift sie zu kurz, wenn die Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann in bezahlter wie unbezahlter Arbeit nicht grundsätzlicher hinterfragt wird. Indem der Sammelband das Themenfeld der ‚Vereinbarkeit von Beruf und Familie‘ umfassend von allen Seiten beleuchtet, ist er nicht nur ein

wichtiger Beitrag für die wissenschaftliche Debatte, sondern auch ein klarer Appell an die Politik, über den Tellerrand der allein auf Frauen abzielenden, unmittelbar beschäftigungsfördernden Maßnahmen hinauszusehen. Der Widerstand der Medien und Versicherungen gegen eine von der Europäischen Kommission vorgelegte Rahmenrichtlinie zur „Gleichberechtigung von Frauen und Männern beim Zugang zu und bei der Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen“ (KOM 2003/0657) zeigt, wie weit wir noch davon entfernt sind, Stereotype und klassische Rollenzuschreibungen an Frauen und Männer wirklich zu überdenken. An einer Stelle des Buches wird darauf verwiesen, dass in Schweden die Tatsache, „dass ‚genügend‘ Frauen an den politischen Entscheidungsprozessen teilhatten“ (S. 90) ein wichtiger Faktor für eine geschlechtergerechtere Ausgestaltung der Sozialpolitik war. In vielen Ländern Europas ist der Ruf nach geschlechtergerechter Repräsentation in politischen Entscheidungsgremien noch immer reine Utopie. Ein Sammelband, der in ebenso detaillierter und informierender Weise die Gründe und Erklärungsmuster für die geringe Beteiligung von Frauen am politischen Prozess aufzeigen würde und verschiedene Modelle der paritätischen Partizipation auf ihre Erfolge hin untersuchte, wäre eine hervorragende Ergänzung für die notwendiger Weise auf diesen Band folgenden politischen Diskussionen.

Katharina Pühl

Universell einsetzbar? – Berufliche Möglichkeiten von AbsolventInnen aus Frauenforschungsstudiengängen in Westeuropa

Gabriele Griffin (Ed.): *Employment, Equal Opportunities and Women's Studies. Women's Experiences in Seven European Countries*, Königstein/Ts. 2004 (Ulrike Helmer Verlag, 224 S., 29,95 €).

Frauenforschung – was bringt sie Studierenden für ihre spätere Berufslaufbahn? Ist das Studium der Frauen- und Geschlechterforschung berufsqualifizierend oder eher eine zusätzliche Studienleistung aus Interesse?

Im Rahmen eines von der Europäischen Union kofinanzierten Verbund-Forschungsprojektes „Women's Employment, Equal Opportunities and Women's Studies Training“ (EWSI) haben Forscherinnengruppen in sieben Länderstudien im Zeitraum 2001-03 untersucht, welchen institutionellen und kulturellen Bedingungen jeweils das Angebot von Frauenforschung bzw. *Gender Studies* unterliegt und welche Möglichkeiten es AbsolventInnen für ihre weitere berufliche und persönliche Laufbahn erschließt. Dabei spannt sich der Bogen von skandinavischen Ländern wie Finnland bis in den Süden Europas (Spanien), neben Großbritannien, Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und Italien. Empirisch befragt wurden mit halbstandardisierten Fragebögen, ergänzt um vertiefende biografische Interviews, Studierende, die bereits vor längerem ihr Studium abgeschlossen hatten

und mindestens zwei weitere Generationen gegenwärtig Studierender. Leider geht aus den Berichten nicht hervor, ob auch Männer unter den Studierenden sind bzw. waren und einen Abschluß erlangten, wie es im deutschen Kontext in den *Gender Studies* zunehmend der Fall ist. Diese Geschlechterdimension ist in den Berichten nicht reflektiert.

Eine im Wortsinne vergleichende Studie konnte nicht mit denselben Parametern für alle Länder durchgeführt werden, weil erstens der jeweilige länderspezifische institutionelle Ausbau von Frauenforschungsinstitutionen unterschiedlich weit fortgeschritten ist. Zweitens beklagen die Autorinnen aber für fast alle Länder einen Mangel an valider Datenbasis etwa in Form nach Fächern differenzierter AbsolventInnenzahlen bzw. Verbleibstudien für Frauenstudiengänge. Studierende der Frauenforschung, die sich mehrheitlich nicht in thematisch gesonderten Studiengängen finden, sondern in feministisch spezialisierten Fachangeboten unterschiedlicher Disziplinen, werden von den Hochschulen bzw. in der Bildungsforschung bislang nicht eigens verfolgt; ein Umstand, der nicht zuletzt auf die immer noch unzureichende Akzeptanz von Frauen- und Geschlechterforschung in der Konkurrenz akademischer Fächer verweist. Deutlich wird hier aber auch, dass Angebote von Frauenforschung institutionell unterschiedlich weitreichend entwickelt sind: Während es in einigen Ländern Westeuropas eigenständige Frauenforschungsinstitutionen, feministische Studiengänge in verschiedenen Fächern und thematisch gewidmete Lehrstühle gibt, sind es in anderen lediglich fachspezifische Kurse innerhalb von Disziplinen, die das Studienangebot ausmachen – ein Reflex der länderspezifisch sehr verschiedenen Geschlechterkulturen und -ordnungen, die in den Beiträgen eingangs reflektiert werden. Umso wichtiger sind die ermutigenden Ergebnisse der hier vorgestellten Forschungsberichte, die, in einem Eindruck zusammengefasst, dokumentieren, welchen Emanzipationsgehalt das Studium der Frauen- und Geschlechterforschung bis heute hat. Gemäß einem zentralen Anliegen der Frauenforschung wurden in den Fragebögen auch umfassend die persönlichen Folgen, Veränderungen und Erfahrungen der AbsolventInnen erfragt, die sich aus dem Studium von Frauen- und Genderforschung ergaben und ihr Leben beeinflussten.

Die Beiträge schildern anfangs jeweils kurz die landesspezifische Entwicklungsgeschichte der Verankerung von Frauenforschung. Selbstverständlich prägen die institutionellen Eigenheiten universitärer Ausbildungsstrukturen auch die Entwicklungspfade institutionalisierter Frauenforschung: Frankreich z.B. ist durch ein stark hierarchisch gegliedertes System höherer Bildung mit Eliteinstitutionen und -hochschulen sowie eigenständigen Lehrerbildungsinstitutionen und damit durch eine Trennung von Disziplinen, Werdegängen und Fächern geprägt. Dagegen steht Deutschland mit einer hochschulbezogen bislang integrativeren Organisationskultur vor anderen Aufgaben nach den Durchsetzungsstrategien für die institutionelle Verdichtung von Frauen- und Geschlechterforschung. Die Beiträge reflektieren interessanterweise ihre Ergebnisse aber vor der Frage, welche Rolle Gleichstellungs- und Geschlechterfragen im ‚nationalen Geschlechterregime‘ spielen. Interessant ist, dass die Verhinderungen oder jedenfalls die mangelnde aktive

Förderung von Frauenstudien in den hier untersuchten europäischen Kernländern nicht unbedingt nur durch fehlende gesellschaftliche Akzeptanz von Gleichstellungsfragen in einem (etwa konservativen) sozialen Rahmen begründet sind. Vielmehr werden kritisch auch ein gleichsam automatisch unterstelltes Gleichheitsgebot (wie in Finnland) oder ein „republikanisch“ eingehogter bürgerlicher Gleichheitsgrundsatz (wie in Frankreich) als Gründe dafür genannt, dass Frauenforschung als eigenständige Disziplin oft für nicht notwendig erachtet wird und damit entsprechende Legitimierungsnotwendigkeiten nach sich zieht. Mit dem – selbst für feministisch Interessierte verblüffenden – Ergebnis, dass es in Frankreich keine eigenständige Frauenforschungsinstitution an einer Universität gibt. Das dokumentiert nicht nur die Rückständigkeit von Frauenforschung in Einzeldisziplinen, sondern auch der institutionellen Ausstattung und Anerkennung feministischer Forschung dort. Manche dieser länderspezifischen Eigenheiten führen zu geradezu paradoxen Konstellationen, wie für die Niederlande gezeigt wird: Obwohl in den Niederlanden mit Beginn der zweiten Frauenbewegung und angestoßen aus nicht-akademischen Kontexten bereits in den frühen 1970er Jahren erste Angebote zur Frauenforschung entstanden, die bis heute in differenzierte und institutionell gut abgesicherte universitäre Forschungsfelder weiterentwickelt worden sind, stellen dort weibliche Akademikerinnen im europäischen Vergleich gesehen prozentual den kleinsten Teil universitär bzw. in der Forschung Beschäftigter. (Dies zeigt aber wie in allen anderen Beiträgen auch, dass ein Großteil der Absolventinnen von Frauenforschungsstudien einen Arbeitsplatz im öffentlichen Sektor und nicht unbedingt in der Lehre und an Hochschulen findet).

Auffällig ist bei aller Unterschiedlichkeit der Entwicklungen von Beginn, Durchsetzung und Verankerung akademisch-institutioneller Frauenforschungsstrukturen in den einzelnen Ländern, dass es doch einige strukturelle Ähnlichkeiten sowohl der Motive der StudentInnen für die Wahl dieser Fächer (überwiegend Geistes-, Sozial- und Erziehungswissenschaften) gibt wie auch in den positiven Folgen für ihren weiteren Berufsweg. Zunächst studieren auffällig viele Frauen (die Untersuchungsgruppe umfasst altersmäßig Frauen durchschnittlich zwischen 20 und über 60 Jahren und damit Studierende in ganz unterschiedlichen Studienphasen und -situationen) nachdem sie bereits berufstätig waren. Ihre Erfahrungen in der Arbeitswelt, kann man in mehreren Forschungsberichten lesen, haben sie für die geschlechtsbezogenen Ungerechtigkeiten am Arbeitsplatz wie auch im gesellschaftlichen Geschehen sensibilisiert und den Wunsch nach tiefer gehendem Wissen über die Hintergründe und sozialen Zusammenhänge geschlechtsspezifischer Ungerechtigkeiten geweckt. Das Studium der Frauenforschung wurde von der Mehrheit nicht am Anfang einer Ausbildung mit einem klaren Karriereplan aufgenommen, sondern mit dem Interesse, wichtige und interessante Themen bearbeiten zu können, die sich oft bereits aus vorhergehender politischer oder sozialer Arbeit ergaben, ohne dass ein spezifischer Berufswunsch auf das Feld frauenforschungsbezogener Tätigkeit vorausging. Viele beschreiben, dass sie im thematisch zentrierten Studium erlerntes Wissen, soziale und wissenschaftliche Kompetenzen in ihre Berufstätigkeit in Gleichstellungsinstitutionen, bei Gewerkschaften, in gen-

derbezogen arbeitenden NGOs oder sozialen Projekten im Nonprofit-Sektor sowie in der Wissenschaft einbringen konnten. Oft wurde ihnen speziell wegen dieser Zusatzqualifikation eine Option auf einen Arbeitsplatz angeboten. Fügen sich interesselgeleitete nicht-strategische Studienmotive in Biografien jüngerer Frauen, die am Anfang nicht genau wissen, worauf sie mit dem Studium hinaus möchten, also günstig mit einem universitären Sozialisationsprozess zusammen, der persönliche Perspektiven schafft? Diese Deutung legen jedenfalls die aus mehreren Ländern vorliegenden Auswertungen der vertiefenden Interviews nahe: Viele Studierende beschreiben die positiven Lerneffekte aus Teamarbeit, anderen Arbeitsformen und -perspektiven auf Wissenschaft aus Frauenforschungssicht als generellen *Kompetenzgewinn* für sich, der sie in ihrem beruflichen Leben wie im privaten Bereich zu Selbstbewusstsein, veränderten Alltagsarrangements und einer klareren Idee geführt hat, wie sie ihre politischen, wissenschaftlichen oder inhaltlichen Schwerpunktsetzungen feministisch-gesellschaftlicher Perspektiven verfolgen können.

Aufgrund der länderspezifischen Unterschiede universitärer Ausbildungsorganisation wie auch der Arbeitsmärkte lassen sich nur sehr vorsichtig Verallgemeinerungen aus den Beiträgen des Bandes ableiten. Jedoch bietet er erste aufschlussreiche Einsichten über den Stand von Beschäftigungsmöglichkeiten von Frauen, die Teile ihres Studiums oder sogar einen Abschluss im Feld der Frauenforschung absolviert haben. Sie ermutigen zu weiter gehenden Fragestellungen für die Hochschul- und themenspezifisch orientierte Arbeitsmarktforschung. Sie machen aber auch klar, wie notwendig der weitere Ausbau von Frauen- und Geschlechterforschung als Teil universitärer Ausbildung und als wesentliche Sozialisations- und Bildungserfahrung sind. Gerade angesichts der drohenden Konkurrenz um Ressourcen (Fördermittel, langfristige institutionelle Unterstützung) durch Hochschulstrukturreformen – hierzulande etwa durch BA/MA-Studiengänge – ist weiterhin kritisches Wissen über die Wirkungen und Folgen hierarchisch organisierter Geschlechterverhältnisse als selbstverständlicher Teil sozial-, kultur- und geisteswissenschaftlicher Fächer zu generieren und als wichtiger Teil hochschulischer Ausbildung zu betonen.

Zum Schluss: Dieser Band ist stärker aus einer ‚output‘-orientierten Forschungsperspektive entstanden. Als LeserIn wünschte man sich aber auch Bemerkungen bzw. Einschätzungen zum Verhältnis von Frauen- und Geschlechterforschung, den fachlichen und personellen Veränderungen sowie den möglichen Verschiebungen in den Interessen der Studierenden über die letzten Jahrzehnte hinweg; darauf wird in dem Band nicht Bezug genommen. Und man wünschte sich eine stärkere Einbindung von Entwicklungen östlicher EU-Länder, um den westlichen Bias der Forschungsausrichtung des Verbundprojektes zu kontrastieren (und sei es in einem Literaturverweis) – ein Anliegen, das über das Forschungssetting hinaus ebenfalls Fragen für weitere Forschung aufwirft.

**Rezensionen zum Thema
,Dimensionen von *Gender Studies*'**

Franziska Schöbler

Neue Allianzen: Gender Studies und Narratologie

Vera Nünning/Ansgar Nünning (Hrsg.): *Erzählanalyse und Gender Studies*, Stuttgart/Weimar 2004 (Metzler, 218 S., 14,95 €).

Der vorliegende Band widmet sich einem lohnenswerten Unternehmen – der methodologischen Verbindung von Narratologie, die traditionellerweise über ein recht formalisiertes Klassifikationssystem verfügt, und den *Gender Studies*, die sich vor allem mit den inhaltlichen Aspekten von Texten, mit Plots und Figuren beschäftigen. Werden die beiden Disziplinen zusammengeführt, so verspricht diese Allianz Doppeltes: Zum einen wird auf ein Desiderat der Narratologie reagiert. Denn die strukturalistisch orientierte Erzähltheorie betont eher die formalen Aspekte von Texten; die *Gender Studies* hingegen verschieben diesen Fokus auf das Inhaltliche. Umgekehrt wird den *Gender Studies* ein präzises Instrumentarium an die Hand gegeben, um Geschlechterkonstruktionen genauer zu beschreiben – indem beispielsweise das Verhältnis von *story* und *discourse* berücksichtigt wird, also die Art der Informationsvergabe, indem die Erzählhaltung als geschlechtlich semantisierte in den Blick rückt, indem der Raum im Kontext geschlechtlich codierter Topoi beschreibbar wird und anderes mehr. Zudem bringt die Verbindung von *Gender* und Narratologie die Historisierung der vielfach systematisch verstandenen Kategorien der Erzähltheorie mit sich, und sie nimmt die „Werkzentrierung“ der Narratologie zurück, sorgt für die Kontextualisierung von Texten, die im Schnittfeld von sozialen, historischen und kulturellen Feldern situiert werden. Sprechen die HerausgeberInnen wie auch die BeiträgerInnen in diesem Zusammenhang von „Wirklichkeitsbezug“ und nennen sie den *New Historicism* als Referenz, so wäre das theoretische Modell allerdings zu klären.

Darüber hinaus ermöglicht diese Allianz, wie im zweiten Abschnitt des Bandes deutlich wird, eine intermediale Ausweitung der *Gender*-Theorie wie der Narratologie. Denn auch die Film- und Fernsehwissenschaften beschäftigen sich mit den Interferenzen von Genre und *Gender* oder auch mit der geschlechtlichen Semantisierung von Räumen im Hollywood Film (Claudia Liebrand). Allerdings wäre die Überzeugung der älteren Forschung zu revidieren, dass visuelle Medien die Geschlechterordnung eindeutig fixieren. Selbst in Hollywood Filmen läuft das vielfältige Spiel mit *Gender*-Semantisierungen klaren Zuordnungen zuwider. Insofern ist auch der (umstrittene) Ansatz von Laura Mulvey, die von einem männlichen *gaze* spricht, überholt. Innovationen in einer genderorientierten Narratologie lassen sich zudem erwarten – so führen die VerfasserInnen aus –, wenn dekonstruktivistische Ansätze berücksichtigt werden, die die recht statischen Aussagen zum Beispiel der Frauenbildforschung aufbrechen und die widersprüchlichen Aushandlungsprozesse in Texten analysieren, der strukturalistisch orientierten Narratologie allerdings eher eine Absage erteilen. Hier deuten die Autorinnen (Gaby Allrath, Marion Gymnich) eine vorsichtige Distanz an, um den Dialog mit der strukturalistischen Narratologie nicht zu verspielen (S. 43). Tatsächlich folgen die Einzelanalysen dann eher der

strukturalistischen Version der Erzähltheorie, nicht einem dekonstruktivistischen Modell. Bezüge lassen sich zudem zwischen einer genderorientierten Erzähltheorie und einer postkolonialen Narratologie herstellen, weil *gender* und *race* grundsätzlich nicht zu trennen sind. Und auch die kognitive Narratologie, die sich mit Erzählschemata als Rezeptionslenkung beschäftigt, kann unter dem Vorzeichen von Geschlechtlichkeit behandelt werden, so regen die VerfasserInnen an. Anzunehmen ist nämlich, dass es geschlechtsspezifische Unterschiede in den kognitiven Schemata gibt.

Es folgen nach diesen Vorüberlegungen, den klassischen narrativen Bauformen des Erzählens entsprechend, längere Abschnitte, die sich der Raum-, der Zeitdarstellung, dem Plot, dem Konzept literarischer Figuren und den Erzählstrategien widmen. Im Kontext der Raumdarstellungen wird den topischen Orten Stadt, Natur, Heimat, Fremde etc. nachgegangen, Orten, die aufgrund ihrer „Vagheit“ in besonderem Maße „ideologiefähig“ scheinen. Es klingt jedoch etwas missverständlich, wenn die Autorin (Natascha Würzbach) von dem „hohe[n] Grad an Willkürlichkeit“ spricht (S. 51), die diese Bilder aufweisen. M.E. sind diese Topoi stringent angelegt, eben im Sinne der heterosexuellen Geschlechterhegemonie. Behandelt werden in dem Sammelband zudem topologische Konfigurationen wie der Blick durch das Fenster, der Garten, die Großstadt, die Arbeitswelt. Die (notwendigen) Verallgemeinerungen der Verfasserin tendieren an dieser Stelle dazu, die komplexen Arrangements in Texten, die die topischen Zuordnungen auch unterlaufen, ein Stück weit zurückzunehmen und eine binäre Ordnung zu reproduzieren (Frau = Garten; Frau = Nähe; Mann = Distanz). An einer Vielzahl von Texten ließe sich hingegen die Subversion dieser Geschlechterstereotypen feststellen, selbst an einem so ‚biedermeierlichen‘ Text wie Stifters *Brigitta*, um ein beliebiges Beispiel zu nennen. Und die Ambivalenzen, die sich in der Codierung dieser Orte abzeichnen, könnten durchaus zum ‚Kalkül‘ der Topoi gehören, das heißt sie sind auf die Funktion der flexiblen Kanalisierung von Bedeutung und der Stabilisierung der Geschlechterhierarchie zurückzuführen.

Der Abschnitt über Zeitdarstellung (Eveline Kilian) geht im Wesentlichen von Paul Ricoeur aus. Konstatiert wird die grundlegende Interdependenz von Zeitlichkeit und Erzählung, fokussiert wird konsequenterweise das Genre der Lebensgeschichte. Die Autorin setzt ein lineares Zeitmodell, das organische Entwicklung postuliert (Bildungsroman), einer weiblichen Zeiterfahrung und -darstellung entgegen, die auf Augenblicklichkeit, Bruch, Simultaneität und Verräumlichung von Zeit setzt – Spezifika eines modernen Erzählens, die sich zum Beispiel auch in James Joyces Texten finden lassen. Die Autorin betont entsprechend, dass es vielfach zu Überlagerungen von weiblichen und männlichen Erzählweisen komme.

Auch das Emplotment wie die Schlussgebung von Texten weisen *Gender*-Semantisierungen auf: Im nächsten Abschnitt wird eine Typologie frauenzentrierter Plotmuster zusammengestellt (Andrea Gutenberg). Die Frauenbildforschung lässt sich zudem an die differenzierten Konzepte der Figurendarstellung anschließen (Marion Gymnich), ebenso durch die diversen Varianten der Erzählfunktion bereichern (Gaby Allrath, Carola Surkamp). So kann das auktoriale Erzählen als männlich bezeichnet werden, das polyperspektivisch-subjektivierende als weib-

lich. Problematisch ist an diesen Ausführungen allerdings die Tendenz zu einer normativen Poetik. Die Verfasserinnen sanktionieren den Umgang von Autorinnen mit auktorialen Erzählinstanzen, „da ein solches Vorgehen potenziell eine Allianz mit androzentrischen Positionen impliziert“ (S. 145). Ein solches Erzählen könnte jedoch auch als Mimikry gelesen werden, die die gemeinhin unterstellte Kontinuität von Autorgeschlecht und Erzählfigur/Erzählhaltung unterläuft. Zu lösen wäre zudem das Problem, dass das unzuverlässige Erzählen, das den kulturellen Zuschreibungen entsprechend eher weiblich codiert ist, gerne von männlichen Figuren wie Autoren in Anspruch genommen wird (allerdings eher im pikaresken Roman, also in einer ‚niederen Gattung‘).

Abgeschlossen wird die Untersuchung mit einer überzeugenden Erweiterung der Memoria-Theorie aus *Gender*-Perspektive (Astrid Erll, Klaudia Seibel). Dass auch kulturelle Erinnerung geschlechtlich organisiert ist, zumal Genres als Verfahren kultureller Kontinuierung einen Geschlechterindex besitzen, ist überzeugend, wurde bereits hervorgehoben (Aleida Assmann), jedoch bisher nicht spezifiziert. Gattungen und Darstellungsweisen können als historische Formen einer geschlechtlich organisierten Erinnerung behandelt werden, wie die Verfasserinnen im Zusammenhang mit dem „männlichen“ Bildungsroman und dem „weiblichen“ Briefroman ausführen.

Die Beiträge des Sammelbandes betreten vielfach Neuland. Die Allianz von *Gender* und Narratologie ist ebenso weitreichend wie ergiebig. Insofern legt der Band das Fundament für eine fruchtbare Diskussion. Fraglich ist allerdings, ob nicht eine stärkere Berücksichtigung dekonstruktivistischer Modelle hilfreich gewesen wäre, um den komplexen Verhandlungsprozessen von geschlechtlichen Semantisierungen in Texten und Filmen näher zu kommen. Zum Teil reproduziert die eindeutige Zuordnung von Erzählkategorie und Geschlecht das binäre Geschlechtermuster, wo es doch in Texten um Verwerfungen, Überschneidungen, um *crossing* geht und selbst Topoi widersprüchlich organisiert sind.

Angela Kaupp

Arbeitsbuch Feministische Theologie – ein notwendiges Hilfsmittel für eine inhaltlich fundierte und methodisch kreative Lehre

Irene Leicht/Claudia Rakel/Stefanie Rieger-Goertz (Hrsg.): *Arbeitsbuch Feministische Theologie. Inhalte, Methoden und Materialien für Hochschule, Erwachsenenbildung und Gemeinde, Gütersloh 2003* (Chr. Kaiser/Gütersloher Verlagshaus, 380 S., € 27,95).

Dieses Werkbuch, das von den drei Herausgeberinnen in Zusammenarbeit mit Silvia Arzt, Elisabeth Hartlieb, Heike Preisung, Stephanie Klein, Angelika Strotmann, Marie-Theres Wacker und Heike Walz erarbeitet wurde, bietet eine aktuelle

Einführung in die feministische Theologie und erschließt in 19 Kapiteln wichtige Themen und Inhalte. Schon die Namen der Autorinnen zeigen, dass das Buch von Wissenschaftlerinnen verfasst wurde, die nicht mehr zur Generation der Pionierinnen feministischer Theologie gehören, sondern zur sogenannten dritten Generation im deutschen Sprachraum, die sich zum Teil schon im Studium mit feministischer Theologie auseinandersetzte. In ihrer eigenen Lehrtätigkeit wurde deutlich, dass ein Curriculum Feministischer Theologie sowohl die Institutionalisierung fördern als auch die Konzeption der Lehrveranstaltungen erleichtern könnte, was zur Konzeption des Buches führte (vgl. Einleitung, S. 13-15).

Die Einleitung illustriert den Entstehungsprozess und die Anlage des Buches und den Ist-Stand feministisch-theologischer Lehre, die immer noch weitgehend vom sogenannten wissenschaftlichen Mittelbau getragen wird, da es fast keine Lehrstühle mit einer feministisch-theologischen Ausrichtung gibt. Die Autorinnen rechnen ihre Beiträge der „feministisch-befreiungstheologischen Perspektive“ (S. 20) zu, die in den letzten dreißig Jahren richtungweisend war für diesen Forschungsansatz. Diese Zuordnung zeigt an, dass neuere Entwicklungen durch das *gender* Paradigma nur zum Teil berücksichtigt werden, da sich hier

„in Bezug auf inhaltliche und methodologische Fragestellungen Neuland auf-tut, dessen Erschließung der theologischen Frauen- und Geschlechterforschung der Zukunft vorbehalten bleibt.“ (S. 20)

Hier wäre etwas mehr Mut wünschenswert, auch diese Ansätze in den Blick zu nehmen, obwohl ihre Rezeption in der Theologie noch weitgehend in den Anfängen steckt.

Das Arbeitsbuch gibt einen umfassenden Überblick über die Ansätze feministischer Theologie und Forschung, v.a. im deutschsprachigen Raum. Der Hauptteil des Buches gliedert sich in „Voraussetzungen“ („Grundbegriffe“, „Verortung“, „Wissenschaftskritik“), „Grundlagen“ („Gottesrede“, „Bibelauslegung“, „Anthropologie“, „Christologie“) und themen- und disziplinspezifische „Konkretionen“ („Christentumsgeschichte“, „Religiöse Sozialisation“, „Ethik“, „Körper und Sexualität“, „Ökofeminismus“, „Macht und Gewalt“, „Sünde“, „Kirche“, „Liturgie“, „Spiritualität und Mystik“, „Maria“ und „Kontextuelle Theologien). In den „Voraussetzungen“ werden Grundbegriffe der Theoriebildung geklärt und „Feministische Theologie in ihren historischen, soziokulturellen, kirchlichen sowie biografischen Kontexten beschrieben“ (S. 16). Die „Grundlagen“ beinhalten zentrale Themen christlicher Theologie, während sich die „Konkretionen“ mit Forschungsschwerpunkten feministischer Theologie befassen.

Alle neunzehn Kapitel weisen die gleiche Binnenstruktur auf: Die „Einführung“ führt jeweils nach Art eines Handbuchartikels in das Thema ein und stellt wichtige Vertreterinnen und aktuelle Entwicklungstendenzen vor. Die „Lernziele“ benennen die Zielsetzungen für die Seminarsitzung. Der Abschnitt „Literatur“ verweist auf die einschlägigen Veröffentlichungen und erleichtert eine Vertiefung des Themas. Die „Gestaltungsvorschläge“ bieten einen oder mehrere Vorschläge für die Erarbeitung, welche die Notwendigkeit von didaktischer Rhythmisierung beachten und Elemente für Einstiegs-, Erarbeitungs- und Schlussphase enthalten. Der „Anhang“

verweist auf die ergänzenden Materialien (wissenschaftliche Texte, Gedichte, Bilder, Fragen, Tafelskizzen oder Bibelstellen), die sich auf der beiliegenden CD-Rom im pdf-Format mit Such-, Kopier- und Druckfunktion finden. Insgesamt enthält das Arbeitsbuch über 50 detailliert ausgearbeitete Themeneinheiten.

Ein Vorteil des Buches ist die konfessions- und disziplinübergreifende Anlage, die auch durch die unterschiedliche Kirchenzugehörigkeit und fachwissenschaftliche Disziplin der Autorinnen gewährleistet ist. Die Erarbeitung der Themenfelder durch jeweils eine oder zwei Wissenschaftlerinnen, die sich sowohl in einer theologischen Disziplin als auch in feministischer Theologie verorten, führt zu wissenschaftlich fundierten Darstellungen des Themas. Die didaktische Aufarbeitung des Buches, deren Ziel einer Elementarisierung der Inhalte durch die methodisch ansprechenden Gestaltungsvorschläge erfüllt wird, erreicht m.E. ein Niveau wie nur wenige wissenschaftliche Arbeitsbücher. Daher kann den Herausgeberinnen zugestimmt werden, „das Spezifikum dieses Buches“ liege „vor allem in der didaktischen Aufbereitung des Stoffes, wie es sie in dieser Form und in dieser Füllen noch nie gegeben hat“ (S. 11). Erwähnt sei noch die lesefreundliche Gestaltung des Buches durch wiederkehrende Signets, die der Leserin/dem Leser eine gute Orientierung ermöglicht.

Einschränkend ist anzumerken, dass sich die wissenschaftliche Verortung der Autorinnen in einer Textorientierung niederschlägt, die die Gestaltungsvorschläge möglicherweise in Erwachsenenbildung und Gemeinde weniger geeignet sein lassen als in der Hochschule. Insgesamt ist das *Arbeitsbuch Feministische Theologie* sowohl aus feministisch-theologischer als auch aus hochschuldidaktischer Perspektive ein notwendiges Hilfsmittel für die Vorbereitung feministisch-theologischer Seminare, das auch einen gut lesbaren Überblick über Forschungsentwicklungen gibt und daher in keiner Fachbibliothek fehlen sollte.

Ursula Degener

Theorie und Praxis in Zeiten des Neoliberalismus

Feminismus, Gender, Geschlecht. Themenschwerpunkt in: Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik, Heft 44, 23. Jg., Zürich 2003 (Förderverein Widerspruch, 232 S., 16 €).

Selbstverständigungsprozesse zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Politik, aber auch zwischen verschiedenen Traditionen und Erkenntnisinteressen im wissenschaftlichen Umgang mit ‚Geschlecht‘ sind seit längerem verstärkt an der Tagesordnung innerhalb und zwischen Institutionen der Geschlechterforschung, Kreisen feministischer TheoretikerInnen und auch in der Frauenbewegung. Band 44 der Schweizer Zeitschrift *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik* mit dem Titel ‚Feminismus, Gender, Geschlecht‘ beschäftigt sich auf vorbildliche Weise mit

diesen Auseinandersetzungen zwischen Feminismus und Geschlechterforschung. Es werden sehr unterschiedlich gelagerte Diskussionen aus kontroversen Perspektiven angesprochen. Die gleichstellungspolitischen Zielsetzungen, Möglichkeiten und Folgen des *Gender Mainstreaming* sind ebenso Schauplatz dieser Konflikte wie die Notwendigkeit von Stellungnahmen und Analysen zu neoliberaler Politik und Bewertungen neuerer Entwicklungen feministischer Theorien und der Geschlechterforschung.

Der Band beginnt mit einer Reihe von Artikeln zu konkreteren Problemen der „Geschlechterpolitik im Neoliberalismus“. Besprochen werden im Folgenden nur die Texte, die sich mit den Vorgeschichten, Implikationen und Folgenabschätzungen des *Gender Mainstreaming* beschäftigen. Schon der Ursprung des Konzepts wird unterschiedlich bewertet: Während Stella Jegher Wert auf die Entstehung aus der entwicklungspolitischen Frauenbewegung, also aus einem *bottom-up*-Zusammenhang, legt, betonen die meisten anderen Autorinnen, voran Susanne Schunter-Kleemann, kritisch die Nähe zu amerikanischen *diversity-management*-Konzepten. Kritisiert wird neben dieser *top-down*-Orientierung, der Entwicklung professionalisierter „Femokratinnen“ und der elitären Zielgruppe die Verkaufsrhetorik, die hinter dem Konzept der „Differenz als Wettbewerbsvorteil“ stehe und letztlich Klischees verstärke. Katharina Pühl analysiert überzeugend mit Foucaults Gouvernementalitätstheorie diese „Naturalisierungseffekte“, mit denen *Gender Mainstreaming* über die Verknüpfung von Marktrationalität und Regierungspolitik Identitäten strukturiert und politische Konflikte neutralisiert. Die von Jegher befürwortete Geeignetheit der Strategie als Gegengewicht zum neoliberalen *backlash* steht damit in Frage. Einig sind sich alle Autorinnen, dass die Einführung in der EU der Beschwichtigung von Frauen dienen sollte, die sich in Umfragen integrations-skeptisch zeigen und von Privatisierungen besonders betroffen sind.

Die meisten Autorinnen bemühen sich allerdings auch konstruktiv darum, die Erfolgsvoraussetzungen der Strategie, darunter Kooperationsbereitschaft, ausreichende Ressourcen, ein gutes Fortbildungsangebot und die Förderung einer nicht nur statistischen Geschlechterforschung, zu klären. In der Auswertung erster Anwendungsbeispiele des *Gender Budget*, einer Methode des *Gender Mainstreaming*, die Regierungen zur Berichterstattung über geschlechtsspezifische Aspekte der Haushaltspolitik verpflichtet, berichtet Mascha Madörin von Defiziten in der Kooperationsbereitschaft, aber auch von Sensibilisierungseffekten. Eine stärkere Einbindung der Zivilgesellschaft in den Kontrollprozess hält sie für ein geeignetes Korrektiv. Aus der Arbeitsmarktpolitik berichtet Natalie Imboden über das Gleichstellungscontrolling, das ebenfalls eine Berichtspflicht etabliert. Auch hier werden vor allem Sensibilisierungseffekte gegenüber Zeit- und beruflicher Segregation erwartet. Diskussionen über Gleichwertigkeit und gleiche Entlohnung von ‚Frauen‘- und ‚Männer‘-Arbeit und -Berufen dürften darüber allerdings nicht aus dem Blick geraten, fordert Imboden. Barbara Nohr schließlich kritisiert die ausschließlich rhetorische Politikgestaltung in der Gleichstellungspolitik der Bundesregierung, die sich in der Unverbindlichkeit von *Diversity Management*, *Gender Mainstreaming* und Projekten wie der *Total-Equality*-Auszeichnung zeigt.

Insgesamt ist das Fazit kritisch, wenn auch mit sehr unterschiedlichen Vorzeichen: Während Stella Jegher glaubt, dass *Gender Mainstreaming* langfristig auch das System verändern könne, beobachtet Schunter-Kleemann mit Sorge eine verstärkte Marginalisierung kritischer Stimmen in Frauenbewegung und feministischer Theorie. Es ist der alte Konflikt zwischen Autonomie und systemimmanenten Veränderungsstrategien, der trotz aller Vermittlungsversuche und ‚Doppelstrategien‘ überall durchscheint. Angesichts der rhetorischen Neutralisierungsversuche gegenüber geschlechterpolitischen Konflikten erscheint er allerdings mehr als notwendig.

Im Diskussionsteil der Zeitschrift werden theoretische Konflikte zwischen feministischer Wissenschaft, Ökonomie und Politik bearbeitet. Auch durch diese Artikel zieht sich die Opposition gegen den Neoliberalismus und das Wiederaufleben der materialistischen Dimension feministischer Theorien. Frigga Haug schließt dabei an klassisch sozialistische Feminismen an. Entwicklungen in der Gentechnologie, so argumentiert sie, verschieben die Grenze zwischen der Produktion von Leben und Gütern und erforderten so mit erneuter Dringlichkeit eine Neubestimmung der Geschlechterverhältnisse als Produktionsverhältnisse. Ein integratives Verständnis von Geschlechterforschung fordert Andrea Maihofer. Männer- und Frauenforschung sollten hier ebenso ihren Platz haben wie die Erforschung der Geschlechterverhältnisse und die Konstruktion von Geschlechtern. Sie schließt nach einem Überblick über die Entwicklung der Geschlechterforschung, diese sei gegenüber der älteren Frauenforschung grundlegender und komplexer in der Kritik, nicht aber weniger radikal oder patriarchatskritisch geworden. Die Ökofeministin Claudia von Werlhof hingegen richtet sich radikal gegen ‚die Genderforschung‘, die für sie eine Depolitisierung, eine Abkehr von den Errungenschaften der Frauenforschung und von der Natur, vor allem aber eine Ignoranz gegenüber der Realität der Frauen bedeutet.

Die beiden Schweizer Wissenschaftlerinnen Purtschert und Soiland arbeiten sich weniger an Situation und Geschichte der Geschlechterforschung, sondern an einzelnen Autorinnen und deren Materialismus ab. Patricia Purtschert zeigt in ihrer Übersicht über die deutschsprachige Kritik an Butlers *Gender Trouble* neben vielen Missverständnissen eine sehr politische Butler, die vor allem gegen Heteronormativität und einen substantialistischen Geschlechterbegriff anschreibt, nicht aber neue produktive Diskurse über die Naturalisierung der Entgeschlechtlichung etc. zu etablieren beabsichtigt. Die Frage, ob feministischer Poststrukturalismus als Symptom des Neoliberalismus gelten oder nur einen Widerstand mit geringer Reichweite begründen kann, beantwortet Purtschert mit einem Plädoyer Butlers für die Erweiterung der ökonomischen Sphäre, die auch die soziale Reproduktion von Personen mit einschließen müsse. Die Verknüpfung kapitalistischer Logiken mit der Naturalisierung von Geschlecht, Sexualität und Familie müsse künftig mehr in den Blick geraten, so Purtschert. Soiland hingegen bemüht Luce Irigaray mit Marx und gegen Butler als „symbolische Materialistin“. Irigaray setze ein asymmetrisches Geschlechterverhältnis voraus, während Butler die Geschlechter vor allem im Hinblick auf ihre diskursive Konstruktion und damit nicht differenziert

betrachte. An Irigarays Lektüre der Marxschen Warenanalyse zeigt Soiland, wie Frauenkörper und -dasein hier nicht wie bei Butler als materialisierte Norm existieren, sondern als „Materialisierung der Beziehungen unter Männern, zu denen sie nicht in ein Verhältnis treten, sondern deren Verhältnis sie vielmehr *sind*.“ Soiland argumentiert für die Anerkennung dieses asymmetrischen Geschlechterbezuges in der „Infrastruktur“ der Kultur sowie in der herrschaftlichen, selbstidentischen Subjektposition, die es zu überwinden gilt.

Handelte es sich nun nicht um eine ausdrücklich sozialistische Zeitschrift, man wäre versucht, eine Rückkehr zu materialistischen Feminismen zu diagnostizieren. Dies deckt sich allerdings möglicherweise genauso wenig mit der Realität wie geschlechterpolitische Leitbilder mit der tatsächlichen Arbeitsteilung der Geschlechter. „Rhetorische Materialisierung“ also – analog zur „rhetorischen Modernisierung“ (A. Wetterer) – der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung? Vielleicht kann ebenso von einer ‚rhetorischen Kulturalisierung‘ der *Gender Studies* bis heute gesprochen werden. Im deutschsprachigen Raum hat sich die Diskussion möglicherweise, wie Purtschert andeutet, zu heftig an Butlers erstem Buch festgebissen, um zu sehen, dass immer noch und in zunehmendem Maße auch eine ökonomische Geschlechterproblematik oder besser: eine aus feministischer Sicht fatale Seite des Neoliberalismus gesehen wird. Natürlich wird diese nicht von der Rhetorik einer nur scheinbar an Gleichstellungspolitik interessierten Regierung, wohl aber weiterhin von feministischen Wissenschaftlerinnen bearbeitet, vor allem im sozialpolitischen Bereich. Es ist das große Verdienst dieses Heftes, zu zeigen, wie aus verschiedenen Perspektiven Feminismus Anschlüsse an Ökonomie und Politik bietet, aber auch, wie sich Theorie und Praxis verbinden lassen. Derart verschiedene Perspektiven in einem Band finden sich so selten in den Veröffentlichungen im Bereich *Gender Studies*, dass man ihn unbedingt als Seminarlektüre empfehlen möchte.

Jennifer Jäckel

Diskurstheorie versus Erfahrungsgeschichte: Eine überwundene Dichotomie in der Geschlechtergeschichte?

Marguérite Bos/Bettina Vincenz/Tanja Wirz (Hrsg.): *Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffs in der Geschlechtergeschichte. Beiträge zur 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung 2002, Zürich 2004* (Chronos Verlag, 396 S., 32 €).

Im Fokus der 11. Schweizerischen HistorikerInnentagung, die 2002 in Zürich stattfand, standen die Auseinandersetzungen um das Verhältnis von Erfahrung und Diskurs innerhalb der Geschlechtergeschichte. Joan Scott hatte diese Debatte 1991 mit ihrem Aufsatz „evidence of experience“ ausgelöst. Darin unterzog sie den

Begriff der Erfahrung einer scharfen Kritik zu Gunsten radikal diskurstheoretischer Ansätze. Sie forderte, wie Karin Cagnazzo in ihrem Aufsatz „„Staatsexamen 1937““ Erinnernte Erfahrungen einer Ärztin““ im vorgestellten Band formuliert,

„dass die Erfahrung in der Geschichtswissenschaft nicht als ‚gelebte Realität‘ betrachtet werden solle, sondern dass die diskursive Bestimmtheit der Erfahrung miteinbezogen werden müsse.“ (S. 173)

Dass die Fragen nach dem Verhältnis von Diskurs und Erfahrung, der Verwendbarkeit und Ergiebigkeit des Erfahrungsbegriffs sowie den Inhalten dieses Begriffs immer noch aktuell sind, jedoch längst nicht mehr so hitzig und polarisierend debattiert werden wie noch zu Beginn der 1990er-Jahre, zeigt der vorliegende Sammelband. Die Herausgeberinnen Margu rite Bos, Bettina Vincenz und Tanja Wirz haben mit diesem Buch eine sehr spannende Aufsatzsammlung vorgelegt, welche die Bandbreite der vertretenen Forschungsrichtungen der eingangs erwähnten Tagung, ihrer methodologischen Überlegungen und auch ihrer Forschungsfelder und -arbeit aufzeigt.

Neben den vier Hauptreferaten von Barbara Duden, Kathleen Canning, Ute Daniel und Martin Dinges finden sich neunundzwanzig Workshopbeitr ge, eingeordnet in die fünf Themenkreise „Identität und Erfahrung“, „Erinnerte Erfahrung“, „Politisierbarkeit von Erfahrung“, „Am eigenen Leib: Körpererfahrung und Diskurs“ und „Geschlechterforschung und Wissenschaftspolitik in der Schweiz“.

Durchaus differente Ansichten kommen jedoch bereits in den beiden Aufsätzen von Barbara Duden und Kathleen Canning zum Ausdruck. Zwar sind sich beide darüber einig, dass die Debatte zu Beginn der 1990er-Jahre eine dichotomisierende Wirkung zeigte, die Ursachen hierfür und daraus erwachsene Konsequenzen werden jedoch sehr unterschiedlich beurteilt. Interessant ist dabei vor allem der jeweils durch die fachliche Ausrichtung bestimmte Zugang zur Thematik. Ute Daniels Beitrag liest sich im Vergleich dazu etwas leichter. Sie versucht konkrete Anregungen für erfahrungsgeschichtliche Methoden in der Frauen- und Geschlechtergeschichte zu geben. Ihr Aufsatz eignet sich aufgrund der verständlichen Sprache und systematisch hergeleiteten Thesen besonders gut als einführender Text in die Thematik. Der zur Frühen Neuzeit arbeitende Historiker Martin Dinges verfolgt ähnliche Fragen wie die zuvor genannten Autorinnen, verweist aber auf ihre Bedeutung innerhalb der *neuen M nnerggeschichte*. In ihrer Zusammenkunft bieten diese vier Beiträge einige interessante, wenn auch nicht immer ganz neue Anregungen.

Die Workshopbeitr ge ergänzen diese methodischen Einführungen um die Ergebnisse verschiedener Arbeiten von der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwartsgeschichte. Die Anzahl der Arbeiten zum 18. und 19. Jahrhundert f llt dabei leider etwas gering aus. So gibt es nur zwei Aufsätze zu Themen des 18. Jahrhunderts (von Claudia Althaus und Franz X. Eder) und fünf zu Themen des 19. Jahrhunderts (von Elisabeth Frysak, Karoline Grossenbach, Barbara Orland, Sabina Roth und Erika Hebeisen). Gründe hierfür liegen zum Teil in den Themenschwerpunkten der Workshops, denn „Erinnerte Erfahrung: Lebensgeschichten und Oral History“ bie-

tet sich nicht an für Arbeiten vor 1900. Die hierunter subsumierten Beiträge zeigen dafür die Bandbreite der Überlegungen zur Oral History innerhalb der Geschlechtergeschichte und bieten sich beispielsweise als Einstiegslektüre für Seminare an.

Die Beiträge zu „Identität und Erfahrung“ sind breit gefächert. Claudia Althaus beschäftigt sich mit dem Begriff des Traumas, seiner Geschichte und Wandlung und schließlich der aktuellen Verwendung im Kontext von Forschungen zu Generationendiskursen. Die Bewältigung von Traumata im Kontext der Schoah steht im Zentrum des Beitrags von Birgit Seemann. Sie untersucht beispielhaft die Biografie der Schoah-Überlebenden Jeanette Wolff. Helke Dreier und Corinna Heipcke beschäftigen sich mit einem ganz anderen Feld. Sie fokussieren die Zusammenhänge von Zugehörigkeit und Erfahrung am Beispiel edierter Briefe der Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt. Mit Feldpostbriefen indischer Soldaten des ersten Weltkriegs arbeitet Christian Koller. Er untersucht die Konstruktion von Männlichkeit und Fremdheit in diesen Dokumenten. Innerhalb dieser Gruppe fallen zwei Aufsätze besonders auf. Zum einen Myriam Spörris „N.O.Body: Kein Körper – keine Erfahrung?“ und zum anderen Marianne Weissbergs „Chutzpe Lady dank Frauenliteratur? Oder: Werden wir, was wir lesen?“. Spörris Beitrag hätte vielleicht besser zum Thema „Am eigenen Leib: Körpererfahrung und Diskurs“ gepasst. Dass hierunter jedoch elf andere Beiträge versammelt sind, zeigt deutlich, wo die Schwerpunkte in der schweizerischen Geschlechtergeschichte liegen. Weissbergs Text überrascht zunächst durch seinen offenen und dem akademischen Sprachgebrauch trotzens Stil. Daneben arbeitet Weissberg jedoch mit einem wenig hinterfragten Begriff ‚Frau(en)‘. So schreibt sie zu Beginn:

„denn viele populäre amerikanische Autorinnen (...) rücken die Frauen, und damit also sich selber, ganz in den Mittelpunkt ihrer Bücher, werden von ihnen – uns – gelesen und bringen, so bin ich überzeugt, eine ganz spezielle Seite in uns Leserinnen zum Klingeln.“ (S. 147)

Wer „die Frauen“, also das den Autorinnen entsprechende ‚wir‘ sein soll, verrät Weissberg nicht und zeigt damit eine erstaunliche Resistenz gegenüber konstruktivistischen Ansätzen. Deutlich wird daran aber auch der mittlerweile schon viel diskutierte ‚Generationenkonflikt‘ zwischen Frauen- und Geschlechterforschung.

Welche Bedeutung ‚Erfahrungen‘ im Kontext von Politisierungen gewinnen, zeigen vier Beiträge, welche sich mit FrauenrechtlerInnen in Österreich (Elisabeth Frysak), Arbeiterinnen der Baumwollweberei in Lancashire nach 1900 (Jutta Schwarzkopf) und einer Umfrage zum Frauenstimmrecht in der Schweiz 1962 (Jolanda Cécile Schärli) beschäftigen. Die drei Autorinnen zeigen an unterschiedlichen Themen das Wirken von Erfahrungen und die Bedeutsamkeit von Differenzen innerhalb von Erfahrungen in Bezug auf die Politisierbarkeit von Frauenrechten auf. Der vierte hier zugeordnete Beitrag zu Söhnen und Vätern in der BRD nach 1945 stammt von Peter Schulz-Hageleit. Er verdeutlicht leider allzu gekonnt, dass der Einwurf, unter dem Begriff ‚Geschlechterforschung‘ werde erneut Raum geöffnet für eine Geschichtsforschung, welche „Frauen“ ausblende, seine Berechtigung hat. Schulz-Hageleit kommt nur im vorletzten Satz auf die Idee, dass die deutsche NS-Vergangenheit keine reine ‚Männersache‘ ist. Dass dieser Satz jedoch ebenfalls

die Töchter ausblendet und mit bedenkenswerten Bildern arbeitet, ist kaum zu übersehen:

„Ebenso wichtig, ja vielleicht noch einflussreicher, sind die Mütter, die, wenn sie nationalsozialistisch überzeugt waren, ihren Kindern massive Beziehungsstörungen schon mit der Muttermilch einflössten und damit für spätere Bearbeitungen der ‚Gefühlserbschaften‘ eine denkbar ungünstige Ausgangslage schufen.“ (S. 249)

Dass letzten Endes doch wieder *die Mütter* „schuld sind“ und die „Muttermilch“ als Gift erscheint, ist ein altbekanntes Bild (S. 243). Seinen Ansatz zum „Durcharbeiten“ der „Geschichte in uns“ (Ebd.) führt er leider auch nur oberflächlich und methodologisch wenig überzeugend aus. So gehen einige seiner durchaus ertragreichen Überlegungen in sehr zweifelhaften Thesen unter.

Glücklicherweise schließen sich im letzten, bisher nicht besprochenen Feld zu „Körpererfahrung und Diskurs“, keine weiteren so kritisch zu betrachtenden Texte mehr an. Ganz im Gegenteil gestaltet sich insbesondere dieser Teil zu einer wahren Lesefreude. So werden (zum Großteil medizingeschichtlich orientierte) Forschungsarbeiten vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart vorgestellt. Die Themen sind dabei breit aufgeteilt. So schreibt Franz X. Eder zum Onaniediskurs im 18. Jahrhundert, Karoline Grossenbach über Religionswahnsinn im frühen 19. Jahrhundert und Karen Nolte diskutiert Ansätze patientenzentrierter Geschichtsforschung innerhalb der Medizingeschichte. Katharina Bieler beschäftigt sich mit durch Berufskrankheiten bedingten Erfahrungen des Scheiterns zu Beginn des 20. Jahrhunderts und Barbara Orland analysiert das Zusammenwirken von Wissenschaft, Ökonomie und Erfahrung am Beispiel des Diskurses um Säuglingsernährung. Ein weiterer medizingeschichtlich orientierter Beitrag von Sabina Roth untersucht, wie Frauen und Männer in den 1860er-Jahren Erfahrungen mit Schroths Naturheilverfahren sammelten. Der einzige Beitrag zur amerikanischen Geschichte kommt von Barbara Lüthi. Sie rekonstruiert den medizinischen Diskurs zu EinwandererInnen in den USA um 1900. Dabei beschäftigt sie sich insbesondere mit osteuropäischen jüdischen ImmigrantInnen. Ihre Ergebnisse ergänzen bisherige Arbeiten zu den New Immigrants und dem medizinischen Diskurs um Zuwanderung um wichtige Details und die Rolle von amerikanischen Hilfsorganisationen, lassen jedoch erstaunlicherweise eine Differenzierung zwischen Rassismen und Antisemitismen missen. So benennt sie einen Abschnitt „Der medizinische Blick im Kontext von ‚race‘ und ‚gender‘“ (S. 326). Obwohl beide Fallbeispiele, anhand derer sie ihre Ergebnisse präsentiert, jüdische MigrantInnen betreffen und sie insbesondere auf den Diskurs um jüdische ImmigrantInnen eingeht, taucht der Begriff Antisemitismus nicht einmal in ihrem Aufsatz auf. Mit einem ganz anderen Thema beschäftigt sich Elsbeth Kneuper. Sie untersucht, den Methoden der ethnologischen Diskursanalyse folgend, die aktuellen Interpretationen von Abgängen in frühen Schwangerschaften. Ebenfalls ein nicht so weit zurückreichendes Thema beschäftigt Marilène Vuille. Sie geht in ihrem französischsprachigen Aufsatz der Frage nach, ob die in den 1950er-Jahren eingeführte Methode der schmerzfreien Geburt (*l'Accouchement Sans Douleur*, ASD) eine kollektive Erfahrung von Frau-

en darstellt. Die letzten beiden Artikel des Themenkomplexes „Körpererfahrung und Diskurs“ beschäftigen sich mit der Erfahrung von Tod und seiner Interpretation innerhalb pietistischer Glaubensvorstellungen um 1800 (Erika Hebeisen) und dem Diskurs um die Kleidervorschriften für den schweizerischen Frauenhilfsdienst im Zweiten Weltkrieg (Regula Stämpfli).

Einen gelungenen Abschluss bilden die letzten drei Aufsätze zur „Geschlechterforschung und Wissenschaftspolitik in der Schweiz“. Diese beschäftigen sich mit der jüngsten Vergangenheit und der aktuellen Situation der Geschlechterforschung in der Schweiz. Béatrice Ziegler verknüpft in ihrem Beitrag „Schweizerische Geschlechtergeschichte im Spiegel. Die ersten zehn ‚Historikerinnentagungen‘ (1983-2000)“ die Entwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte in der Schweiz mit der Geschichte von Frauenrechten. Ihre Reflektionen über die 11. Schweizerische HistorikerInnentagung verweist ebenfalls auf die thematischen Lücken, die es zu schließen gilt. So seien zu wenige Forschungen zu nicht-schweizerischen Themen in der Neuesten Geschichte und insgesamt zu wenig Arbeiten zur Frühen Neuzeit vertreten gewesen. Gleichzeitig liefert sie aber auch Begründungen für neue Schwerpunktsetzungen, welche wie bereits oben gezeigt auch im vorliegenden Band zu bemerken sind. Die folgenden Beiträge runden das Bild ab, indem sie die Situation der nachwachsenden Generation reflektieren und Vorschläge zur effektiven Nachwuchsförderung machen (Caroline Senn) sowie die alt bekannte Diskussion um die Institutionalisierung der *Gender Studies* aufgreifen (Nathan Stocher).

Alles in allem birgt dieser Sammelband viele aufschlussreiche Ansätze und Forschungsergebnisse. Aufgrund der inhaltlichen Bandbreite findet sicherlich JedeR, die oder der sich mit Frauen-, Geschlechter- und Männergeschichte beschäftigt, ‚verwertbare‘ Anregungen. Gleichzeitig macht der Band Lust auf produktive Auseinandersetzungen und hat damit schon ein großes Ziel, an dem wissenschaftliche Literatur nur allzu oft vorbeischlittert, erreicht. Auch wird deutlich, dass aus der einst verbittert geführten Debatte um Joan Scotts Kritik am Erfahrungsbegriff eine eher lebhaft und konstruktive Diskussion geworden ist, die zu führen sich allemal lohnt. Aufgrund des (berechtigten) Preises sollten zumindest die in Frage kommenden Bibliotheken diese Anschaffung vornehmen und den Sammelband somit einem breiten Publikum zugänglich machen.

Beate Rosenzweig

Zwei Schritte vor und einer zurück? 100 Jahre Frauenstudium an der Universität Freiburg

Ute Scherb: „Ich stehe in der Sonne und fühle, wie meine Flügel wachsen“. Studentinnen und Wissenschaftlerinnen an der Freiburger Universität von 1900 bis in die Gegenwart; Königstein/Taunus 2002 (Ulrike Helmer Verlag, 384 S., 29,95 €).

Um es gleich vorweg zu nehmen: Ute Scherb hat mit ihrer überaus sorgfältig recherchierten und spannend zu lesenden Geschichte des Freiburger Frauenstudiums nicht nur eine zentrale Forschungslücke der Freiburger Universitätsgeschichte geschlossen, sondern darüber hinaus auch einen wichtigen Beitrag zur historischen Geschlechterforschung geliefert. Die detaillierte und sehr informative chronologische Abhandlung der hundertjährigen Geschichte des Frauenstudiums in Freiburg zeigt auf eindruckliche Weise Kontinuitäten und Brüche, Innovationen und Retraditionalisierungstendenzen im Wandel der Geschlechterbeziehungen vom späten Kaiserreich bis in die Gegenwart. Die Grundfrage nach der Entwicklung des Frauenstudiums als einem emanzipatorischen Prozess lässt sich dabei, wie die Autorin auf der Basis intensiver Quellenstudien, Fragebögen und Interviews mit Zeitzeuginnen schlüssig und anschaulich nachweist, keineswegs eindeutig beantworten. Im Mikrokosmos der Universität entwickelte sich sowohl fortschrittlich-emanzipatorisches Potenzial als auch immer wieder traditionalistisch-patriarchalisches Beharrungsvermögen.

Die Geschichte des Frauenstudiums in Freiburg begann unter dem entscheidenden Einfluss der bürgerlichen Frauenbildungsbewegung zunächst beispiellos fortschrittlich. Die Universität Freiburg kann für sich in Anspruch nehmen, als erste deutsche Universität Frauen das Immatrikulationsrecht eingeräumt zu haben, – durch die nachträgliche Anerkennung von Studienleistungen im Wintersemester 1899/1900 genau ein Semester früher als die Universität Heidelberg. Über Jahre hinweg blieben Frauen zunächst eine verschwindend geringe Minderheit an der Universität. Allerdings zeichnete sich die Freiburger Universität schon während des Kaiserreiches durch ein liberales Studierklima für Frauen aus. Die historische Rückschau gewinnt ihre Anschaulichkeit auch dadurch, dass Ute Scherb alle Facetten des Universitäts- und Lebensalltags der Studentinnen beleuchtet: von der Wohnungssuche, über die Studienplanung bis hin zu politischem Engagement und Freizeitgestaltung. Frauenfeindlichkeiten ließen sich in dieser ersten Phase des Frauenstudiums nur vereinzelt feststellen. Anders als in der Forschung vielfach nahe gelegt, setzte ein grundlegendes Misstrauen gegen das Frauenstudium erst in den so genannten ‚goldenen 20er Jahren‘ ein. Die schlechten ökonomischen Verhältnisse und die geringe Zahl an studentischen Arbeitsplätzen in der Touristenstadt Freiburg schürten u.a. die propagandistische Rede von der ‚akademischen Überfüllungskrise‘ und ein frauenfeindliches Universitätsklima. Erst 1931 wurde in Freiburg die Medizinerin Berta Ottenstein als erste Frau habilitiert. Die Universität bildete damit schon die Nachhut in der Entwicklung des Frauenstudiums

in Deutschland. An den gesellschaftlichen Gegenwind gegen das Frauenstudium konnten die Nationalsozialisten nahezu bruchlos anknüpfen. Sehr eindrücklich schildert Ute Scherb die Vertreibungen der jüdischen und politisch unerwünschten Studentinnen aus der Freiburger Universität und ergründet politische Anbiederung und strategische Schlupflochsuche der an der Universität verbliebenen Studentinnen. Wie bereits im Ersten Weltkrieg wurden Frauen auch von den Nationalsozialisten im Verlauf des Krieges aufgrund des ‚Männer Mangels‘ zum Studium ermuntert. Der anfänglich restriktive, geschlechtsspezifische Numerus Clausus erwies sich angesichts der Notwendigkeit akademischer Nachwuchsrekrutierung als ideologische Fehlkalkulation. Noch vor Kriegsende konnten Frauen deshalb in Bereiche vordringen, die bis dahin fast ausschließlich Männern vorbehalten waren. Nach Zerstörung, Kapitulation und Kriegsende kam es dann allerdings, ebenso wie nach Ende des Ersten Weltkrieges, zu einem „dramatischen rollback“. Nachkriegslethargie und traditionelle Rollenvorstellungen konnten erst im Verlauf der StudentInnenbewegung Ende der 60er Jahre aufgebrochen werden. In Freiburg waren Frauen in hochschulpolitische studentische Entscheidungsprozesse in dieser Umbruchphase voll integriert – ein Hauptgrund dafür, dass die ansonsten scharfe, feministische Auseinandersetzung mit den patriarchalischen Strukturen der linken Studentenbewegung hier keine Bedeutung hatte. Seit Anfang der 80er Jahre entwickelte sich die Gleichstellungspolitik an der Universität auf vielen Ebenen: die Aufnahme neuer, feministischer Lehrinhalte, selbst organisierte studentische Seminare und Vortragsveranstaltungen zur Frauen- und Geschlechterforschung, die Institutionalisierung der Frauenbeauftragten, die Einrichtung des *Zentrums für Anthropologie und Gender Studies* sowie des Studiengangs „Gender Studies“ seit dem Sommersemester 2000. Mit Letzterem hat die Universität Freiburg an ihre einstige Vorreiterrolle im süddeutschen Raum erneut anknüpfen können. Dennoch bleibt, wie Ute Scherb treffend resümiert, der Prozess der Emanzipation nicht nur im „Mikrokosmos der Universität Freiburg“ unvollendet. Strukturelle Benachteiligungen, insbesondere bei der wissenschaftlichen Nachwuchsrekrutierung und der Besetzung von Professuren, bestehen nach wie vor, wie ein Blick auf aktuelle statistische Erhebungen, die in der Arbeit leider weder für den historischen Rückblick noch für die aktuelle Situation zu finden sind, zeigt. Auch wenn der Prozess der Emanzipation nicht als ein kontinuierlicher Fortschrittsprozess gedeutet werden kann, so belegt die verdienstvolle Studie von Ute Scherb jedoch deutlich, dass Emanzipation selbst durch phasenweise Rückschrittlichkeit nicht aufzuhalten ist und es letztlich dem beherzten Engagement einzelner Frauen und Männer zu verdanken ist, neue Impulse für ein fortschrittliches Universitäts-, Studien- und Forschungsklima gegeben zu haben.

Rezensionen zum Thema
„Queering Gender – Queering Society“

Mona Hanafi El Siöfi/Andrea-Leone Wolfrum

Es gibt kein gender-Paradies!

Susanne Schröter: *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*, Frankfurt/M. 2002 (Fischer Verlag, 255 S., 13,90 €).

Die Ethnologin Susanne Schröter überprüft in ihrer Einführung in die aktuelle Debatte des *gender crossing* die Gültigkeit der binären Geschlechterkonzeption. In vier Kapiteln stellt sie die wichtigsten Quellen dar, die häufig herangezogen werden, um die politischen Forderungen nach Anerkennung der Vielfalt geschlechtlicher bzw. sexueller Identitäten zu stützen. Im ersten Kapitel zeichnet die Autorin die feministische Diskussion um die Kategorie Geschlecht nach, von der Differenztheorie der 1970er bis in die Gegenwart postmoderner Ansätze von Butler und Haraway. In den darauf folgenden Kapiteln beschäftigt sie sich empirisch mit der Kategorie Geschlecht in verschiedenen Kontexten. Zunächst skizziert sie die akademische Auseinandersetzung um die historische Entwicklung des modernen Geschlechterverständnisses. Dann führt sie sechs Beispiele für alternative Geschlechterkonzeptionen aus verschiedenen Kulturen an, um im letzten Kapitel auf die Entwicklung westlicher Subkulturen von Homo-, Transsexuellen etc. einzugehen.

Die besondere Stärke des Buches liegt darin, dass diese drei Bereiche, die in der Forschung meist getrennt behandelt werden, hier gleichwertig nebeneinander stehen und im Epilog eine Zusammenschau versucht wird. Der Epilog ist ausgesprochen lesenswert, denn hier entwickelt Schröter die wirklich interessanten Thesen und Ideen. Leider aber werden diese auf den knapp 15 Seiten nur unzureichend ausdiskutiert. Ebenfalls positiv zu bewerten ist das sehr umfangreiche Literaturverzeichnis, das für weiterführendes Interesse sicherlich hilfreich ist. Ein Glossar fehlt; es hätte jedoch den LeserInnen den Umgang mit den von der Autorin häufig verwendeten Subkultur- und Insider-Begriffen erleichtert.

Schröters Hauptkritik liegt im Vorwurf des postkolonialen Impetus, der einem ‚westlichen‘, subkulturellen Identitätsdiskurs geschuldet ist und dazu führt, die in anderen Gesellschaften bzw. Zeiten vorgefundenen Geschlechterkonzeptionen als moderne Utopien zu interpretieren. Die (vermeintlichen) Geschlechteralternativen, die immer wieder als Belege für die im ‚Westen‘ nur scheinbar so rigide ausformulierten Geschlechterrollen herangezogen werden, geraten auf diese Weise zur bloßen Projektion eigener Wünsche – so ihr Einwand. Eine dergestalt eingeschränkte und verzerrte Perspektive bringt uns methodisch nicht weiter, sie verschließt uns eher den Blick. Denn, so ihr Fazit, Geschlechterbinarität gab es schon immer und gibt es überall.

Die angeführten ethnologischen Studien zeigen, dass entgegen der herrschenden Lesart auch in ‚westlichen‘ Gesellschaften Geschlechtsrollen existieren, die außerhalb eines heterosexuellen, sozial normierten Rasters stehen, und dass es

keine nicht-,westliche‘ Kultur gibt, die sich des Geschlechterdualismus nicht bedient. Kein Ort, nirgends, an dem die binäre Geschlechterkonzeption negiert würde. Alternative Geschlechterrollen dienen im Gegenteil häufig dazu, eine restriktive Geschlechterordnung zu stabilisieren! In der Ursache für *gender crossing* sieht Schröter den einzigen wirklichen Unterschied bezüglich ‚westlicher‘ und nicht-,westlicher‘ Gesellschaften. Während im Nicht-,Westen‘ eher soziale Motive zu einem Überschreiten hegemonialer Geschlechtergrenzen führen, wird es im ‚Westen‘ vor allem als ein erotisches Phänomen betrachtet und als Identitätsproblem verhandelt.

Im (Sub-)Kulturvergleich wird deutlich, dass der in den Begriff *postgender* gekleidete Abgesang auf die Kategorie Geschlecht verfrüht ist und einer gesellschaftspolitischen Überprüfung nicht standhält. Wer sich der herrschenden Norm nicht anpasst, steht nach wie vor unter Rechtfertigungsdruck und erfährt nicht selten auf den verschiedensten gesellschaftlichen Ebenen Repressalien. Weder in der Theoriebildung noch im Alltagserleben existiert, ungeachtet des Anspruchs die Kategorie Geschlecht überwinden zu wollen, faktisch kein Ansatz, in einer anderen Kategorie zu denken oder zu handeln. Die Kategorie Geschlecht hat, mit anderen Worten, weder als theoretisches Konzept noch als Leitlinie für Identität ausgedient. Und das ist, so Schröter, in Indien oder Brasilien nicht anders als in den USA. Sie schließt mit der Feststellung:

„Eine allgemeine Akzeptanz unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten, eine wirklich freie Wahl für die Individuen existiert weder in unserer Gesellschaft noch in irgend einer anderen. Hier gibt es noch viel zu tun.“ (S. 229)

Mit ihrer berechtigten Kritik an ethnozentrischen und reduzierten Perspektiven, die zu unzulässigen Kurzschlüssen führen wie ‚Heteronormativität ist gleich Sexismus‘ oder ‚Geschlechterrollenvielfalt ist gleich Liberalität‘, versenkt Schröter die utopisch-exotischen Rückzugsinseln, erhellt die blinden Flecke und führt mit erweitertem Blick an den Ausgangspunkt jeder Theoriebildung zurück: die sozialpolitische Erfahrung.

Jennifer Moos

Es wird wieder geküsst ...

Ilona Bubeck (Hrsg.): *Sappho küsst die Sterne. Neue deutschsprachige Literatur von Lesben*, Berlin 2004 (Querverlag, 224 S., 14,90 €).

Nachdem Sappho sowohl Europa als auch den Rest der Welt mit ihren literarischen Liebkosungen beglücken durfte, stürzt sie sich nun auf weitere, galaktische Leckerbissen: *Sappho küsst die Sterne* ist nach *Sappho küßt Europa* und *Sappho küßt die Welt* die dritte Sammlung lesbischer Erzählungen aus dem Hause Querverlag. Die 22 Geschichten, geschrieben sowohl von namhaften deutschsprachigen Autorinnen wie Karen-Susan Fessel, Antje Wagner, Antje Rávic Strubel und Corinna Waffender als auch von viel versprechenden Neuentdeckungen wie Litt Leweir oder Malou Berlin, laden zu einer Entdeckungsreise lesbischer Lebensweisen ein, wobei Lesbischsein nicht immer den Mittelpunkt der ‚sapphischen Galaxie‘ bildet.

Natürlich werden in der Anthologie bereits etablierte Themen wie das gute, alte *coming-out*, das ‚Sich-Verlieben-und-im-siebtem-Himmel-schweben‘, schmerzliche Trennungen und das Älterwerden angerissen, denn was wäre ein Erzählband ohne Herzschmerz? Hinzu kommen erfrischend neue Perspektiven: Da geht es um eine virtuelle Affäre im Netz, um Grenzüberschreitungen der eigenen Persönlichkeit, die Umsetzung Butler'scher Theorien in literarische Produktion und um kleine Sünden wie die ‚Zigarette danach‘ oder den Genuss tiefschwarzer Schokotörtchen – denn schließlich liegt die Wahrheit in der Schokolade!

Ilona Bubeck, Herausgeberin der Anthologie und Mitbegründerin des Querverlages, verspricht im Vorwort zu *Sappho küsst die Sterne* die

„leisen Töne, die versteckten Begierden, die vielschichtigen Begegnungen, die inneren Dialoge, die feinen Beobachtungen, die Verwirrungen, die Abgründe, die Verstrickungen [und] die Sehnsüchte“ (S. 8)

neuer deutschsprachiger Literatur von Lesben aufzuzeigen. Ein Vorhaben, das ihr zweifellos glückt. Ebenso erfolgreich umgesetzt wird neben dem Anspruch auf erzählerische Originalität der Anspruch auf sprachliche Qualität. Insbesondere Autorinnen wie Corinna Waffender und Antje Wagner pflegen einen derart poetischen Umgang mit Sprache, dass der eigentliche Plot ihrer Geschichten beinahe schon zum bloßen Hintergrund ihrer bunten ‚Sprachmalereien‘ wird. Durch die enge Verknüpfung mental auseinander liegender Konzepte ergibt sich eine bannende Faszination, die neue Möglichkeiten des spielerischen Umgangs mit Sprache offenbart und das Lesen zu einer fortwährenden Entdeckungsreise macht.

So schreibt Waffender in „Szenen keiner Ehe“:

„Warten hat keine Farbe, keinen Geschmack. Es ist eine unsichtbare Wand zwischen der Wirklichkeit und einem vagen Punkt in der Zukunft, an dem sie sich die Stirn blutig schlagen. Liebende sollten Helme tragen.“ (S. 103)

Nach der Trennung der beiden Protagonistinnen: „Ihre Wege kreuzen sich nicht, Trennung verläuft diametral entgegengesetzt. Die eine geht über den Zebra-streifen, die andere über Brücken.“ (S. 102) Gemeinsamkeiten gehen verloren. Leere nimmt deren Platz ein.

„Da, wo der Küchentisch stand, der nun mit herausgedrehten Beinen und mit Klebeband festgezurt in meinem Keller liegt, ist ein Loch im Raum, der ein Loch in der Wohnung ist, die ein Loch in der Straße ist, die ein Loch in der Stadt ist, die mit jedem Luftzug ein Loch in mein Herz reißt, weil du sie nicht mehr atmest.“ (S. 100)

Weiteratmen tut Not.

Wer es weniger atem(be)raubend, dafür umso böser und sarkastischer mag, sei an Antje Wagners „Vögel färben“ verwiesen. Ihre Geschichte, kreisend um eine Metaphorik aus rot/weiß, Katze/Vogel und Risse/Verletztheit, beginnt mit folgenden Sätzen: „Die Katzen werden fett und böse. Tote Fische liegen auf den Straßen. Die Stadt welkt mitten im Frühling“ (S. 209). An ihrem Schreibtisch sitzend und in das trübe Regengrau des sich vor ihr erhebenden Hafengeländes blickend, vergleicht die Erzählerin ihre im Liebespiel verfangenen Hände mit „große[n], sanfte[n] Fische[n], die zu tief getaucht und ertrunken waren. Ertrunken, ohne davon zu wissen“ (S. 215). Ob am Ende wirklich jemand ertrinkt? Wer die Geschichte liest, wird dies herausfinden.

Die 22 Geschichten sind mal komisch, absurd, leicht, mal leidenschaftlich, melancholisch, tiefsinnig, mal nüchtern, ernst und unter die Haut gehend. Einziger Wermutstropfen, besonders für Karen-Susan Fessel Fans: Ihre Erzählung „Kathrins Kind“ ist ein Auszug aus ihrem bereits im Frühjahr 2004 veröffentlichten Roman *Unter meinen Händen*. Insgesamt ist *Sappho küsst die Sterne* aber absolut empfehlenswert. Zum Lesen, Vorlesen und Verschenken – nicht nur für Lesben.

**Rezensionen zum Thema
,Feminismen –
Bewegungen und Theoriebildungen weltweit‘**

Mona Hanafi El Siofi

Gender und ländliche Entwicklung in Afrika

Rita Schäfer: *Gender und ländliche Entwicklung in Afrika. Eine kommentierte Bibliographie*, Münster 2003 (LIT-Verlag, Spektrum Band. 75, 472 S., 30,90 €).

Obwohl Frauen mehrheitlich die afrikanische Agrarwirtschaft sowohl in der Subsistenzsicherung als auch in der Marktproduktion betreiben, sind ihre ökonomische Autonomie und ihr Zugang zu Ressourcen stark unterrepräsentiert. In den ländlichen Regionen sind jedoch Frauen nicht nur die, die in der landwirtschaftlichen Produktion die meiste Arbeit leisten, sondern sie sind – als Folge der weit verbreiteten Wanderarbeit der Männer – de facto auch Haushaltsvorstand. Dennoch gelten aufgrund kolonialer und postkolonialer Rahmenbedingungen die afrikanischen Männer als ‚natürliche‘ bzw. historisch legitimierte Entscheidungsträger in Landwirtschaft und Familienangelegenheiten und werden damit auch bei der Vergabe von Land, Märkten, Krediten und technischen Innovationen bevorzugt. In diesem Fahrwasser finden sich gleichermaßen viele Entwicklungsprogramme, die über Generationen gewachsene Anbaukompetenzen der kleinbäuerlichen Produzentinnen sowie deren Interessen ignorieren und ihre Agrarberatung in erster Linie an Männer richten.

Frauen bleiben also meist auf die, häufig immer wieder neu einzufordernde, finanzielle Unterstützung durch ihre Ehemänner angewiesen und haben kaum Spielräume, um in Fragen der Landnutzung mitzubestimmen oder eigenverantwortlich darüber zu verfügen. Verkompliziert wird die Misere durch Bürgerkriege oder makroökonomische Verstrickungen wie beispielsweise dem Zusammenbruch von Weltmarktpreisen oder durch Strukturanpassungsprogramme. Daneben werden nicht zuletzt durch die fortschreitende HIV/AIDS-Epidemie eigene Einnahmequellen für Frauen immer wichtiger: Bleibt im Falle der Erkrankung ihrer Ehemänner und Söhne eine finanzielle Unterstützung aus, sind die Mittel sehr begrenzt, um Medikamente zu kaufen, AIDS-Waisen verstorbener Verwandter zusätzlich zu den eigenen Kindern mitzuversorgen und außerdem Schulgeld aufzubringen. Mit dem Tod männlicher Familienangehöriger entfallen schlussendlich oft auch noch die entsprechenden Wohn- und Landnutzungsrechte.

Gerade bezüglich Planungen in der Politik und in der Entwicklungszusammenarbeit im Allgemeinen sind dringend konzeptionelle Neuorientierungen notwendig, um afrikanische Frauen nicht nur zu mithelfenden Familienangehörigen zu degradieren, sondern, über ihre Anerkennung als kompetente Akteurinnen in ländlichen Wirtschaftssystemen und Gesellschaften hinaus, in ihren Interessen zu unterstützen und zu stärken. Das bedeutet insbesondere neue Rechtsgrundlagen im Hinblick auf Landzugang und Wohnrechte zu schaffen, sowie für eine Verbesserung der Infrastruktur, vor allem hinsichtlich des Transportwesens und im Zugang zu Märkten, zu sorgen.

Bei alledem ist jedoch zu berücksichtigen, dass unterschiedliche Interessen nicht nur zwischen Männern und Frauen bestehen, sondern auch zwischen Frauen und Frauen in Abhängigkeit anderer Differenzkategorien wie Alter, Status, Ethnizität und/oder Religion. In diesem Feld erbringen die Frauen- und Genderforschung wichtige Leistungen bei der Analyse konkurrierender Geschlechterkonstrukte, Geschlechternormen und realer Geschlechterverhältnisse. So können die Handlungsspielräume der kleinbäuerlichen Frauen, aber auch deren Grenzen festgestellt werden, die zukünftig auf die Revision stark verengter eurozentrischer Projektionen und monokausaler Erklärungsansätze Entscheidungstragender Einfluss nehmen sollten.

Die Bibliografie *Gender und ländliche Entwicklung in Afrika* bietet mit ihren über 1500 Titeln einen umfassenden Überblick über den Forschungsstand zur Situation von Frauen und zu den Geschlechterverhältnissen der ländlichen Gebiete Zentral-, West-, Ost-, Nordost- und des südlichen Afrikas. Zeitlich reicht die von Rita Schäfer aufwändig erarbeitete und kommentierte Dokumentation zwar insgesamt von 1920 bis Ende März 2003, ihre Gewichtung auf die 1980er und 1990er Jahre aber liegt schlicht in der stark angewachsenen Aufmerksamkeit begründet, die die Thematik innerhalb dieses Zeitraums erfahren hat.

Zur Anregung dringend erforderlicher interkultureller und interdisziplinärer Auseinandersetzungen, wurden von der Autorin ethnologische, soziologische, agrarwissenschaftliche und entwicklungspolitische, doch auch historische, rechts- und wirtschaftswissenschaftliche Publikationen, bestehend aus über hundert Fachzeitschriften sowie Monografien, Sammelbänden und Studien, recherchiert. Dabei ist besonders die zahlreiche Integration veröffentlichter und unveröffentlichter Beiträge afrikanischer WissenschaftlerInnen und EntwicklungsexpertInnen hervorzuheben, die vor allem nicht-afrikanischen WissenschaftlerInnen und Studierenden, aber auch MitarbeiterInnen in der Entwicklungszusammenarbeit nahezu unbekannte Forschungsergebnisse und entwicklungspolitische Einschätzungen zugänglich machen.

Um den Gebrauch der nach Regionalgebieten unterteilten, umfangreichen Bibliografie bei spezifischen Interessenschwerpunkten zu erleichtern, wäre jedoch eventuell für kommende Ausgaben ein Schlagwortregister sinnvoll. Dessen ungeachtet ist diese Bibliografie in ihrem Gegenstandsbereich aber in Bandbreite und Ausführlichkeit einmalig.

Friederike Wapler

Nicht immer nur über das Kopftuch sprechen – Geschlecht (und Recht?) im deutsch-türkischen Dialog

Geschlecht und Recht – Hak ve Cinsiyet. Dokumentation des 8. deutsch-türkischen Symposiums der Körber-Stiftung, Hamburg 2003 (edition Körber-Stiftung, 239 S., 20,00 €).

Die türkische Frau wird in bundesdeutschen Debatten allzu häufig auf das Kopftuch reduziert – trägt sie eines, gilt sie als rückständig, trägt sie keines, als fortschrittlich, vielleicht sogar als integriert. Die türkische Frauenrechtlerin Nebahat Akkoc sagt dazu: „Eigentlich haben die Frauen ein Problem mit dem patriarchalischen System“. Nicht um die Kopfbedeckung als solche geht es, sondern um die Möglichkeit, individuelle und selbstbestimmte Entscheidungen zu treffen. Nachzulesen ist dieses Zitat in dem Band „Geschlecht und Recht“, der das 8. Symposium zum deutsch-türkischen Dialog der *Körber-Stiftung* dokumentiert.

Die Veranstaltung verfolgte das Ziel, gängige Vorurteile über die Geschlechterverhältnisse in Deutschland und der Türkei und innerhalb Deutschlands in der deutschen und türkisch(stämmigen) Bevölkerung aufzubrechen. Drei Grundsatzpapiere beschäftigen sich zunächst mit einer Bestandsaufnahme. Daran anschließend werden ausgewählte Diskussionsbeiträge nach Themen geordnet präsentiert. Zu einzelnen Fragen werden knappe Hintergrundinformationen gegeben, so z.B. über das neue türkische Zivilrechtsbuch oder die EU-Antidiskriminierungsrichtlinien. Mit diesen Hintergrundinformationen ist der Themenbereich „Recht“ im übrigen schon fast erschöpft. Passender wäre es wohl gewesen, den ursprünglichen Titel des Symposiums „Der Gender-Aspekt aus deutscher und türkischer Sicht“ auch zum Titel der Dokumentation zu machen.

Die drei Grundsatzpapiere lohnen die Lektüre allemal, erschüttern sie doch mit fundierten Analysen die verbreitete Gegenüberstellung der modernen und emanzipierten Europäerin einerseits und der vormodern in Abhängigkeit lebenden Türkin andererseits: Ulrike Herrmann macht in ihrer Bilanz der *Gender*-Diskussion in Deutschland deutlich, wie sehr das traditionelle Modell der Geschlechterrollen die bundesdeutsche Gesellschaft nach wie vor prägt – und wie stabil es sich trotz Frauenbewegung und Frauenbefreiung, trotz Veränderungen auch der gesellschaftlichen Männerbilder immer wieder reproduziert (S. 11 ff).

Dass die Frauenbewegung in Deutschland ihre Ziele noch längst nicht erreicht hat, ist offensichtlich und wäre auf einer Fachkonferenz kaum einer Erwähnung wert. Doch scheint diese Erkenntnis schnell verloren zu gehen, wenn der Vergleich mit der Situation türkischer Frauen gezogen wird. Gegen den dann als vorbildlich erscheinenden westlichen, ‚modernen‘ Lebensstil wird das Klischee der abhängigen und auf den Familienkreis begrenzten Türkin mit mangelnden Entwicklungschancen bemüht. Die türkischstämmige Pädagogin Yasemin Karaksoglu bezeichnet dieses Stereotyp als „Überlegenheitsattitüde“ der Mehrheitsgesellschaft. In ihrem

Grundsatzpapier über die Geschlechtsidentitäten unter türkischen Migrantinnen und Migranten in Deutschland (S. 19 ff) warnt sie davor, von der Außendarstellung der türkischen Familien auf ihre innere Struktur zu schließen. Sie zitiert Untersuchungen, nach denen Männer in türkischen Familien stärker in Hausarbeit und Kinderbetreuung eingebunden sind als es in deutschen Familien der Fall ist. Gerade junge türkische Frauen entwickeln offenbar auch eine ganz eigene Vorstellung von einem ‚modernen‘ Lebensstil, in dem die Familie eine größere Rolle spielt als bei deutschen Frauen, Bildung und Berufstätigkeit aber ganz selbstverständlich eingeschlossen sind.

Auch in der Türkei scheint es so zu sein, dass Frauen und Mädchen in erster Linie auf Bildung setzen, um traditionelle Rollenbilder zu durchbrechen und eigene Lebensentwürfe zu verwirklichen. Dies ist jedenfalls die These der beiden türkischen Professorinnen Feride Acar und Ayse Ayata, die das dritte Grundsatzpapier formuliert haben. Allerdings machen die Autorinnen auch deutlich, dass der Zugang zu Bildung und Berufstätigkeit für Frauen und Mädchen sehr unterschiedlich ist, je nachdem, ob sie in einer der großen Städte oder in den ländlichen Gebieten der Türkei leben. Gerade in diesem Punkt wird in der nachfolgenden Diskussion zu wenig differenziert, das Bild von „der türkischen Frau“, wenn die Vielfalt ihrer Lebensverhältnisse überhaupt unter einen Hut zu bringen ist, bleibt insofern sehr vage.

Auch zu den anderen Themen bewegt sich die Diskussion trotz geballten ExpertInnentums deutlich unter dem Niveau der Grundsatzpapiere. Die offene Dialogform, die für eine Diskussion unter ExpertInnen sicherlich angemessen und anregend sein kann, verträgt ihre schriftliche Wiedergabe schlecht. Die dokumentierten Beiträge springen launisch von Thema zu Thema, von sachlicher Analyse zu persönlicher Betroffenheit, von der Türkei nach Deutschland und zurück. Alle gängigen Vorurteile kommen ebenso zu Wort wie ihre Widerlegungen. Zu kurz kommt dabei die Klärung von Grundbegriffen: Was genau ist gemeint, wenn von ‚Benachteiligung‘ oder ‚Integration‘ die Rede ist? Was verstehen der konservative Abgeordnete des türkischen Parlaments, die Mitarbeiterin des Frauenprojekts und die Grüne Claudia Roth jeweils unter ‚Emanzipation‘ oder ‚Geschlechtergerechtigkeit‘? Unklar bleibt auch, welche Schlussfolgerungen aus den Befunden der Grundsatzpapiere gezogen werden können: Sind türkische Frauen emanzipierter als deutsche, weil ihre Männer öfter abwaschen? Wenn türkische Mädchen auf Bildung setzen, um sich Freiräume zu schaffen, wieso sind die beliebtesten Berufe bei ihnen dennoch ausgerechnet Friseurin und Arzthelferin (wie bei den deutschen Mädchen übrigens auch)? Ein abschließender Artikel, in dem Bilanz gezogen wird und die entscheidenden Argumente auf den Punkt gebracht werden, wäre hier sicherlich hilfreich gewesen.

Dennoch: Der Ansatz der *Körber-Stiftung* geht weit über das hinaus, was in tagespolitischen Debatten zum gegenseitigen Verständnis der türkischen und deutschen Bevölkerung in Deutschland und der Türkei geboten wird. Entscheidend

wirkt sich hier die hohe Beteiligung türkischer und türkischstämmiger TeilnehmerInnen aus – eine unabdingbare Voraussetzung für einen Dialog, die leider keineswegs selbstverständlich ist.

Rezensionen zum Thema ,Jenseits von Gender‘

Tina-Karen Pusse

„Do you really want to hurt me?“: Culture Club featuring Culture Club

Martin Ludwig Hofmann/Tobias F. Korta/Sibylle Niekisch (Hrsg.): *Culture Club. Klassiker der Kulturtheorie*, Frankfurt/M. 2004 (Suhrkamp Verlag, 300 S., 11,00 €).

Keine Frage, die Kulturwissenschaften sind auf der Überholspur. Längst haben sie die Wirkungsfelder etablierter philologischer Disziplinen, der Soziologie und Psychologie, der Filmwissenschaft und der Kunstgeschichte gehörig umgepflügt und neu bestellt. Das ist in zweierlei Hinsicht durchaus von Vorteil: Denn einerseits sind disziplinäre Grenzen seither durchlässiger geworden, andererseits sind die etablierteren Disziplinen in dieser Situation erst recht dazu aufgerufen, ihre eigenen Interessen, Methoden und Gegenstandsbereiche wiederzuentdecken, zu entfalten und neu abzustecken. Beide Tendenzen erleben die – um einen Anachronismus zu verwenden – ‚geistenswissenschaftlichen‘ Diskussionen der letzten Jahre und sind deshalb zu begrüßen.

Der jüngst erschienene Sammelband, der mit *Culture Club* den Titel einer Band der 80er trägt, die mit Boy George vor allem für *gender*-Irritationen gesorgt hat, erfüllt zumindest *dieses* Titelversprechen nicht. Unter den vielen Neuerscheinungen zu *Cultural Studies* wird diese Festschrift für den Kultursoziologen Wolfgang Eßbach anlässlich seines 60. Geburtstages aber dennoch zu Recht ein Standardwerk werden. Es stellt ausgesprochen geschickt die eigenen Fachgrundlagen selbst her: So werden Autoren wie Sigmund Freud, Georg Simmel, Ernst Cassirer oder auch Georges Bataille einfach als „Kulturtheoretiker“ etikettiert. Dies mag einerseits angemessen sein, da es dem Sammelband vor allem darum geht, die pluralen Traditionslinien des Kulturbegriffs aufzuzeigen, wie sie in den Texten dieser Theoretiker implizit oder explizit verhandelt werden. Andererseits gehen die Autorinnen und Autoren der Beiträge aber nicht – und eben dies ist für die *Cultural Studies* leider häufig symptomatisch – offensiv damit um, dass jene besprochenen Autorinnen und Autoren jeweils aus ganz unterschiedlichen wissenschaftlichen Kontexten argumentieren. Der Band stellt letztlich, ohne es explizit zu thematisieren, eher Klassiker der *Kultursoziologie* vor, bzw. vereinnahmt die übrigens fast ausschließlich europäischen Autorinnen und Autoren anderer Disziplinen und Kontexte für die Kultursoziologie.

Das hat Konsequenzen, die sich auch im *gender*-Verhältnis zeigen. Von besprochenen Autorinnen zu reden, ist nämlich – was den Plural angeht – nicht ganz korrekt. Lediglich Judith Butler ist ein knapp zwanzigseitiges Kapitel gewidmet. Die Dominanz der männlichen Theoretiker ist wirklich bedauerlich, weil man sich in diesem Rahmen, wenn sich der soziologische Blick etwas geöffnet hätte, sehr gut auch Hannah Arendt, Aleida Assmann, Simone de Beauvoir, Donna Haraway, Julia Kristeva, Laura Mulvey oder Susan Sontag hätte vorstellen können. Sie könnten

also angesichts dieser Ausgrenzung in die große *Culture-Club*-Hymne einsteigen und fragen: „Do you really want to hurt me?“

Die einzelnen Beiträge sind, gerade auch in ihrer stilistischen Heterogenität, sehr angemessene und zum Teil brillante Einführungen in die vorgestellten theoretischen Konzepte, alleine deshalb kann man nur zur Anschaffung dieses Buches raten. Doch was Nina Degele und Timothy Simms in ihrem Beitrag über Bruno Latour (der erfreulicherweise aufgenommen wurde) schreiben, dass nämlich Klassikerinnen und Klassiker von der *scientific community*, vor allem aber von Sammelbänden wie diesem *produziert* werden, hätten sich Herausgeberin und Herausgeber ein wenig zu Herzen nehmen sollen. Zwar räumen sie in ihrem Vorwort ein, dass der Sammelband kein Kanonisierungsversuch sei und mit Sicherheit „andere Denker (sic) in den Kreis der grundlegenden Kulturtheoretikerinnen und Kulturtheoretiker“ (S. 8) hätten aufgenommen werden können – was aber fehlt, ist eine *Begründung* für die vorgenommene Auswahl. So wirkt die politisch korrekte Nutzung weiblicher Endungen zynisch, wenn zwar Lacan, nicht aber Luce Irigaray vorgestellt wird, wenn gerade kulturtheoretische Felder weiße Flecken auf der Landkarte bleiben, in denen prominente Frauen mit starken Texten vertreten sind, wie z.B. die *Race-* oder *Postcolonial Studies*. Auffällig ist schon, dass gerade diejenigen kulturtheoretischen Strömungen aus dem Interesse des Sammelbandes herausfallen, die selbst dem Alltagsverständnis nach am engsten mit dem Kulturbegriff verknüpft sind, wie z.B. die Literatur- und Filmtheorie. Insofern hätte man dem Band den ehrlicheren Untertitel „Klassiker der Kultursoziologie“ gewünscht – oder zumindest ein ausführlicheres Vorwort.

Eine begrüßenswerte Alternative dazu wäre natürlich ein zweiter Band in dieser Reihe, der mit ebenso guten Beiträgen dieses Desiderat ausgleicht; dazu kann man Martin Ludwig Hofmann, Tobias F. Korta und Sibylle Niekisch nur ermuntern.

Meike Penkwitt

Kanonisierungsprozesse – Autorinnen und feministische Theorie auf dem Weg aus dem Ghetto

Ralf Schnell: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur seit 1945*, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Stuttgart/Weimar 2003 (Verlag J.B. Metzler, 628 S., 39,95 €).

Neben den Autoren Günther Grass und Urs Widmer sind auf der Titelseite der bei Metzler erschienenen Literaturgeschichte *Geschichte der deutschsprachigen Literatur nach 1945* die beiden Autorinnen Christa Wolf und Elfriede Jelinek abgebildet. Und die von dieser geschlechterparitätischen Umschlagsgestaltung geweckten Erwartungen werden im Großen und Ganzen auch nicht enttäuscht: Tatsächlich werden hier zahlreiche Autorinnen und ihre Texte zum Thema ge-

macht. Im Rahmen von eigenständigen Teilbereichen werden dabei einerseits die Zusammenhänge und Gemeinsamkeiten zwischen Texten von Frauen aufgezeigt; die Autorinnen werden andererseits aber auch als Belletristik-Produzierende vorgestellt – ohne eine Einordnung über die Kategorie Geschlecht: So gibt es z.B. ein Kapitel zur sogenannten ‚Frauenliteratur‘ im engeren Sinne, d.h. der Literatur der neuen Frauenbewegung (‚von Frauen über Frauen für Frauen‘), ein Teilkapitel zu den zahlreichen DDR-Autorinnen, sowie einen Abschnitt zu Texten, die von Schnell leider unter der fragwürdigen – weil letztlich abwertenden – Kategorie ‚Fräuleinwunder‘ zusammengefasst werden, ein Begriff, der zudem eher eine vermarktungstechnische Etikettierung als eine literaturwissenschaftliche Kategorisierung darstellt. Nichtsdestotrotz werden (teilweise sogar die gleichen) Autorinnen (z.B. Christa Wolf oder Elfriede Jelinek) auch in ‚allgemeinen‘, d.h. vermeintlich geschlechtslosen Abschnitten besprochen. Schnell ordnet schreibende Frauen also nicht prinzipiell einem weiblichen ‚Ghetto‘ zu. Dass er Zusammenhänge zwischen den Texten von Männern jedoch an keiner Stelle als geschlechtlich markiert, entspricht dann allerdings der verbreiteten patriarchalen Wertung von Männern und deren Werken als ‚allgemeinmenschlich‘, also sozusagen ‚geschlechtsneutral‘. Und auch dass Ralf Schnell die Schreibweise mancher der von ihm besprochenen Autorinnen (z.B. Ingeborg Bachmann) durch das Adjektiv ‚weiblich‘ (in etwa im Sinne von ‚gefühllosorientiert‘ etc.) charakterisiert, erweckt am Ende nicht gerade den Eindruck, als habe er die *gender*-orientierte Theoriediskussion tatsächlich verstanden.

Schnell scheint feministische und *gender*-orientierte Forschungsansätze jedoch zumindest als fraglos integrierten Teil der Germanistik zu betrachten und macht sie auch immer wieder zum Gegenstand. Offensichtlich ist er dabei jedoch leider nicht ganz auf dem aktuellen Stand: So z.B. bei der Feststellung, dass die Frage nach einer ‚weiblichen Ästhetik‘ bisher nicht gelöst worden sei. Das ist sie zwar auch nicht; statt dessen wurde ein solches Konzept aber als irrelevant verworfen. Judith Butler, die für die neuere feministische oder auch *gender*- und *queer*-theoretische Diskussion einen zentralen, nicht wegzudenkenden Bezugspunkt darstellt, taucht dafür bezeichnenderweise lediglich als eine der von Thomas Meinecke in seinem stark intertextuellen Roman *Tomboy* (1998) zitierten und dadurch kommentierten TheoretikerInnen auf.

Etwas beliebig wirkt es darüber hinaus, wenn Susan Sontag als DIE wichtige US-amerikanische Theoretikerin angeführt wird, die von den Feministinnen der zweiten Welle der deutschen Frauenbewegung in deren Anfängen mangels ‚eigener‘ Theoriebildung rezipiert worden sei. Soll der französischen Theoretikerin Simone de Beauvoir unbedingt *eine* US-amerikanische Autorin gegenüber gestellt werden, wäre die Nennung von Betty Friedan mit dem Buchtitel *Der Weiblichkeitswahn* (1966, engl.: *The feminine Mystique* 1963) vermutlich noch am angemessensten gewesen.

Ein wenig nach der Maxime ‚Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen‘ klingt es, wenn Schnell im Kapitel zur ‚Pop-Literatur‘ einer Reihe von Autorinnen, die er der (oben bereits problematisierten) Kategorie ‚Fräulein-

wunder‘ zuordnet (darunter unnötigerweise auch Birgit Vanderbeke) mit einer Reihe von Autoren kontrastiert, die er diesen Autorinnen positiv gegenüberstellt, da die Texte der ‚Autoren‘ sich von denen ihrer weiblichen Kolleginnen durch einen „doppelbödigen Duktus des Erzählens“ unterscheiden. Dass sich unter den vermeintlichen ‚Autoren‘ dann aber doch auch wieder eine Autorin befindet und es sich bei dieser zudem ausgerechnet um Eva Heller mit dem doch eher flachen Roman *Beim nächsten Mann wird alles anders* (1987) handelt, überrascht. Dieser wäre sicherlich besser in Zusammenhang mit der ‚Frauenliteratur‘ im engeren Sinne aufgeführt worden, z.B. unter Bezugnahme auf Verena Stefans Kultbuch *Häutungen* (1975) und Svende Merians *Der Tod des Märchenprinzen* (1980) oder auch Anja Meulenbelts *Die Scham ist vorbei* (1978, niederländisch 1976): Hellers Roman stellt eine Art ironischen (und tendenziell entpolitisierten) Rückblick auf die so genannte feministische Bekenntnisliteratur der 70er Jahre dar, zu der die genannten Texte zählen.

Natürlich ist es zunächst einmal erfreulich, wenn Autorinnen und sogar feministische und *gender*-orientierte Theoriebildung in einer Literaturgeschichte des Mainstreams rezipiert werden. Dies stellt sicherlich einen wichtigen Schritt hinsichtlich deren Aufnahme in den literarischen Kanon dar. Wünschenswert wäre es allerdings, dass dann nicht doch wieder Autorinnen durch unterschwellig frauenfeindliche Töne abqualifiziert würden. Ihre Texte und auch die feministische Theoriediskussion sollten selbstverständlich entsprechend dem aktuellen Forschungsstand besprochen werden. Solche Detailverbesserungen sind jedoch auch noch in späteren Literaturgeschichten möglich oder auch bereits in einer weiteren Auflage des selben Werkes. Zu hoffen bleibt, dass eventuell noch weitere Autorinnen aufgenommen werden, wie z.B. Erica Pedretti, deren Texte sich z.B. gut in Zusammenhang mit denjenigen Friedrike Mayröckers oder im Kapitel „Erinnerte Vergangenheit“ vorstellen ließen, und sich stattdessen nicht eine Entwicklung wiederholt, die von *gender*-orientierten Literaturwissenschaftlerinnen als ein verbreitetes Phänomen bezüglich zahlreicher mittlerweile verstorbener Autorinnen zurückliegender Jahrhunderte aufgedeckt wurde: Diese wurden in den jeweils zeitgenössischen Literaturgeschichten durchaus noch erwähnt, später dann aber in rückblickenden Überblicksdarstellungen meist zunehmend einfach ‚vergessen‘. Ob es dagegen spricht, dass wir uns das jetzt bezüglich der zeitgenössischen Autorinnen kaum vorstellen können?

Trotz der genannten Kritikpunkte unter ‚*Gender-Perspektive*‘ handelt es sich bei dem vorliegenden Metzler-Band um eine durchaus empfehlenswerte Literaturgeschichte auf sozialgeschichtlicher Grundlage, die also insbesondere auf die historischen, politischen und sozialen Entstehungsbedingungen von Literatur eingeht. Daneben werden aber auch theoretische Herangehensweisen an die Literatur wie z.B. die poststrukturalistische Diskussion um den ‚Tod des Autors‘ oder die eher kulturwissenschaftliche Debatte um das Thema ‚Erinnern‘ zumindest gestreift. Der Band ermöglicht es sowohl, sich einen ersten Überblick über den dargestellten Gegenstandsbereich zu verschaffen als auch bereits Bekanntes noch einmal ord-

nend und Zusammenhänge herstellend Revue passieren zu lassen. Nicht zuletzt: Er ist ausgesprochen gut lesbar.

Vojin Saša Vukadinović

Spiegel des einzigen Geschlechts

Bernd Lutz (Hrsg.): *Metzler Lexikon Philosophen. Von den Vorsokratikern bis zu den Neuen Philosophen, dritte, aktualisierte und erweiterte Auflage Stuttgart/Weimar 2003* (Verlag J.B. Metzler, 795 S., 39.90 €).

Geschlechterforschung ist immer eine Teilauseinandersetzung mit der Geschichte europäischer Philosophie. Nachschlagewerke zu dieser geben deswegen Aufschlüsse darüber, wie es um die Kategorie Geschlecht in der Philosophie, genauer: um ihre Verdrängung bzw. deren blinde Flecken, steht.

Das *Metzler Philosophen Lexikon*, herausgegeben von Bernd Lutz, war anfangs vor allem eine Bestandsaufnahme westlichen Malestreams: Die erste Auflage des Lexikons von 1988 versammelte so gut wie ausschließlich Beiträge zu weißen europäischen Denkern und suggerierte in Auswahl und Konzeption, dass „Denken“ etwas sein müsse, das im antiken Griechenland erfunden und in den folgenden zweieinhalb Jahrtausenden entlang der Gleichung „reflexionsfähiges Subjekt = Mann“ in unzähligen Variationen durchdekliniert wurde.

Für die nun vorliegende dritte Auflage des mittlerweile als Standardwerk geltenden Lexikons kam es zu 60 Neuaufnahmen, von denen GegenwartsphilosophInnen die Hälfte ausmachen. Das ändert bei einer Gesamtzahl von 360 Darstellungen nichts an der Gewichtung, die noch 2003 jeden postkolonialen Diskurs, jede Eurozentrismus entgegennende Position, jeglichen Bezug zur Globalität außen vor lässt und so ‚Europa‘ abermals zum Sinnbild eines Denkens in heteromaskuliner weißer Exklusivität macht.

Die neu aufgenommenen Darstellungen zu Judith Butler, Luce Irigaray, Julia Kristeva oder Martha Nussbaum verweisen auf soziale Kämpfe der letzten Jahrzehnte, deren partielle Errungenschaften sich im akademischen Kontext in Form philosophischer Einschreibung, als verpflichtende Textgrundlage für feministische und queere Seminare manifestieren. Daraus eine langsame Verschiebung hegemonialer Philosophie selbst abzuleiten, wäre jedoch voreilig. Mit dieser Auflage wurden TheokratologInnen wie Hildegard von Bingen und Rudolf Steiner ebenfalls kanonisiert – Personen also, deren Schriften und ‚Theorien‘ irgendwo zwischen indiskutablen politischen Positionen und banaler esoterischer Skurillität pendeln, deren Texte aber dennoch mit einer Inkorporierung in den Kanon honoriert werden, ganz so, als ob es sich hierbei tatsächlich um Philosophie handle. Dominante Philosophie kann sich ‚andere‘ Positionen ab einem bestimmten Zeitpunkt perfide steril einverleiben, egal wie groß die Differenzen der Strömungen sowohl zum philosophischen Leitmodell als auch untereinander sind – eine Separierung zwischen

Emanzipation und Regression, die nach feministischen und queeren Ansprüchen unabdingbar ist, bleibt aus. Und dass ‚straightes‘ Denken intellektuelle Frauen oder Lesben nach wie vor über einen verwandten Mann und/oder vorreflektierenden Lehrmeister zu definieren versucht, lässt sich hier fast schon erheiternd im Artikel zu Simone de Beauvoir nachlesen.

Gerade weil hier Anaxagoras, Anaxarch, Anaximander und Anaximenes mehr Relevanz (also mehr Gegenwärtigkeit) eingeräumt wird als den abwesenden Angela Davis, Melanie Klein, Trinh T. Minh-ha und Monique Wittig, kann dieses Lexikon zumindest wie ein Imperativ für minoritäre Subjektivitäten wirken: Woran es sich konkret abzuarbeiten gibt – oder, mit Luce Irigaray gesprochen, das, was erschüttert werden muss –, wird hier hilfreich genealogisiert und katalogisiert. Wer einer philosophisch motivierten Versteinerung der Geschlechterverhältnisse auf den Grund gehen will, wird im *Metzler Philosophen Lexikon* fündig. Erstaunlich, dass so manche selbsterklärte Weisheit von vor 2500 Jahren nicht im Museum verschwindet, sondern weiterhin Lehrpläne und ‚Kultur‘ selbst definiert.

Franziska Bergmann

„Jede Medaille hat zwei Seiten“ – Martin van Crevelds radikalmaskulinistische Schrift zur Frauenfrage

Martin van Creveld: *Das bevorzugte Geschlecht*, München 2003 (Gerling Akademie, 492 S., 29,60 €).

Eine neue Bewegung ist geboren: Der Radikalmaskulinismus. Angeführt von Martin van Creveld, renommiertes Militärgeschichtswissenschaftler und Pentagonberater, der mit seinem Buch *Das bevorzugte Geschlecht* gründlich mit althergebrachten Theorien des Feminismus abrechnet. Dieses Buch ist dringend nötig, drohen doch durch feministische Forderungen Frauen an Macht zu gewinnen. Mehr noch: Zeitgenössische *Queer*-Theorien und die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Geschlecht könnten die Grenzen der von der Natur nicht ohne Hintergedanken geschaffenen Zweigeschlechtlichkeit verwischen!

Die Grundthese des bewegten Mannes van Creveld eröffnet eine „noch nie dagewesene“ Perspektive auf das Geschlechterverhältnis. „Die Unterdrückung der Frau durch den Mann“ stelle einen „Mythos“ (S. 18) dar und Frauen seien im Patriarchat „das eigentlich bevorzugte Geschlecht“ (S. 13). Ihre enge Bindung an Heim und Kinder würde sie beispielsweise davor bewahren, an männlichen Aktivitäten wie Krieg teilnehmen zu müssen. Das Fortbestehen des Patriarchats ist demnach einfach zu erklären: Da Frauen laut van Creveld eine privilegierte Position im Patriarchat haben, seien „die meisten mit ihrem Los mehr oder weniger zufrieden“ (S. 13), denn sonst würden sie „ihre Kosmetika [wegwerfen](...), ihre BHs [verbrennen], um in die Blaumänner zu steigen und männliche Berufe wie etwa das

Müllgewerbe auszuüben“ (S.13). Dass aber Feministinnen genau das in den 70er Jahren getan haben – BHs verbrennen und Kosmetika wegwerfen – liegt außerhalb von van Crevels Wahrnehmung. Natürlich hat van Creveld im kräftezehrenden Kampf gegen die Feministinnen hier nur vergessen, dass typisch männliche Berufe auch solche wie Manager, Bankdirektor oder Staatsoberhaupt sein können.

Van Creveld behandelt diverse Themenfelder wie das Geschlechterverhältnis aus historischer Perspektive, Männerprobleme, Geschlecht und Arbeit, Ehe, Geschlecht und Recht, Krieg, Geschlechterverhältnisse in der Zivilisation und Frauen als das wehleidige Geschlecht, wobei er generell zu der Erkenntnis gelangt, dass die Männer nur das Beste für die Frauen wollen. Van Crevels Argumentationen liegt eine durchgängig biologistische Weltsicht zu Grunde. In einem geschichtlichen Überblick von der Antike bis zur Gegenwart, veranschaulicht der Retter der Männerwelt, dass

„jede Medaille zwei Seiten hat – dass die Gesellschaft den Frauen für jeden Nachteil, unter dem sie leiden, ein Privileg gegeben hat, das ebenso, wenn nicht noch wichtiger ist.“ (S. 13)

Um dies zu belegen, bezieht sich van Creveld auf den Nationalsozialismus, in dem der weiblichen (arischen!!!, meine Hinzufügung, F.B.) Bevölkerung, im Gegensatz zur männlichen der besondere Schutz galt.

„Nichts lag Hitler ferner, als die Frauen zu verfolgen. Er persönlich betrachtete sie als das wertvollste Vermögen des Volkes, das ‚mit allen Mitteln‘ geschützt werden sollte. (...) In jeder Hinsicht sollte die Nazi-Politik ausdrücklich dazu dienen, Frauen in dem Bereich zu helfen, den die meisten von ihnen lange als ihr vorrangiges Betätigungsfeld betrachtet hatten – die Mutterschaft.“ (S. 56)

Radikalmaskulinist zu sein ist anstrengend und so ist es nur verständlich, dass van Creveld mit Begrifflichkeiten nicht ganz differenziert umgeht und „verfolgen“ mit „unterdrücken“ verwechselt und „Frau“ mit „Mutter“ gleichsetzt.

In dem mitleiderregenden Kapitel „Männlichkeit und ihre Probleme“ deckt van Creveld einen skandalösen Zusammenhang zwischen männlicher Aggression, männlicher Kriminalität und moderner Zivilisation auf:

„Die Probleme der Männer hängen vielleicht damit zusammen, dass das moderne Stadtleben ihnen nicht erlaubt, ihren wichtigsten Vorteil auszuspielen: Ihre körperliche Stärke und Tapferkeit.“ (S. 85)

Doch nicht nur das macht den Benachteiligten zu schaffen, sogar beim Sex befinden sich Frauen in der privilegierten Position:

„Beim Sex, wie bei so vielen anderen Dingen darf eine Frau sich entspannen und warten, was kommt. (...) Von Männern dagegen erwartet man, dass sie aktiv sind, und ohne ihre sexuelle Aktivität kann der Akt überhaupt nicht stattfinden.“ (S. 69)

Bei dieser enormen Anzahl an traurigen Geschichten und Erkenntnissen über und für die Männerwelt ist van Crevelds abschließende Forderung an die Frauenwelt sehr bescheiden und wirklich nicht radikal:

„Es wäre jedoch schön, würden wir von Zeit zu Zeit inmitten des unaufhörlichen Stroms von Beschimpfungen den Klang einer angenehmen weiblichen Stimme hören, die sagt: Danke, Kamerad.“ (S. 405)

– Immerhin erkennt van Creveld, dass das Patriarchat auch Männern schadet! Danke, Kamerad! –

Timothy Simms

Westeuropäischer Autorenfilm und Theatralisierung

Michael Lommel/Isabel Maurer Queipo/Nanette Ribler-Pipka (Hrsg.): *Theater und Schaulust im aktuellen Film* (Transcript Verlag, Bielefeld 2004, 190 S., 19,80 €).

Dass es eine enge Verbindung zwischen der Filmkunst und dem Theater gibt, zeigt der Beginn der Filmgeschichte: Hatten die Brüder Lumière dokumentarisch gearbeitet, so kommt Georges Méliès vom Theater. Er erfindet gewissermaßen den Spielfilm und inszeniert 1896 die ersten Filme, baut in einem Studio Kulissen auf, erfindet die ersten Filmtricks. Bis auf den heutigen Tag finden sich enge Verflechtungen von Theater und Kino, so personell durch Schauspieler, inhaltlich durch wechselseitige Adaption von Filmstoffen und Stücken. Dass für den Sammelband *Theater und Schaulust im aktuellen Film* der Begriff des Theaterfilms nicht nur für die üblichen Theaterverfilmungen und die allzu offensichtliche Verwendung von Theaterelementen im Film genutzt wird, sondern dieser Begriff weiter gefasst wird und somit weniger offenkundige Verflechtungen von Kino und Theater ins Zentrum des Interesses rücken können, ist zu begrüßen. Allerdings stellt sich die Frage, ob der Versuch,

„Theaterfilme als Werkstätten einer intermedialen Reflexion zu begreifen, die die Prozesse der Medialisierung der Öffentlichkeit, der Inszenierbarkeit privater und öffentlicher Schauspiele zugleich darstellen und analysieren; und damit Inszenierung und Simulation als Elemente einer ‚société du spectacle‘, insbesondere unserer gegenwärtigen Mediengesellschaft durchschaubar machen.“ (S. 9)

nicht weit über dieses Ziel hinausschießt.

Neben einleitenden Bemerkungen zum aktuellen Theaterfilm von Volker Roloff finden sich in dem Band neun Einzelfilmanalysen zu Roberto Begnini *Das Leben ist schön*, Jacques Rivettes *Va savoir*, Jean-Pierre Jeunets *Wunderbare Welt der*

Amélie, François Ozons *Acht Frauen*, Manoel de Oliveiras *Ich geh' nach Hause*, Pedro Almodovars *Alles über meine Mutter*, Catherine Breillats *Romance*, Patrice Chéreau *Intimacy* und einem Kurzfilm von Yvon Marciano.

Die im Vorwort behauptete „Renaissance der Theatralisierung“ im Kino wird durch diesen Band jedenfalls nicht plausibel gemacht. Dies liegt zum einen daran, dass der Band Einzelanalysen versammelt, die relativ unverbunden nebeneinander stehen. „Theatralisierung“ eignet sich hier als Klammer nur sehr bedingt, weil der Begriff letztlich so weit geöffnet wurde, dass er – in Bezug auf die ausgewählten Filme – eben doch recht beliebig wird. So wird bei einzelnen Beiträgen, so z. B. bei der Analyse von *Alles über meine Mutter*, die Fruchtbarkeit einer Lesart, die nach Theatralisierung fragt, durchaus deutlich. Bei der – ansonsten durchaus gelungenen – Analyse von *Amélie* bleibt aber der deutliche Bezug zum Theater bzw. zur Theatralisierung unklar: Der ganze Film wird in ein wildes Spiel von intermedialen Bezügen aufgelöst und ausgerechnet jene Bezüge, die explizit dem Theater zugeordnet werden, können kaum überzeugen. Ein enger gefasster Begriff von Theatralität und eine auf diesen Begriff hin orientierte Filmauswahl hätte dem Band gut getan und hätte die – ansonsten gelungen und anregenden – Einzelfilmanalysen stärker zueinander in Beziehung setzen können.

Zum anderen sind diese ausgewählten Filme kaum exemplarisch für den aktuellen Film, sondern eher Beispiele für den europäischen Autorenfilm. Man merkt dem Sammelband deutlich an, dass er aus einem Projekt („Theater und Theatralität im Film – französische Theater/Filme 1930-1960“) heraus entstanden ist, welches eine solche Filmauswahl nahe legt. Diese Beschränkung ist zu bedauern, weil sich Theater und Schaulust zweifelsohne auch im populären europäischen Film und im amerikanischen Kino finden lassen. Auch der asiatische Film (z.B. Takeshi Kitanos *Dolls*) bezieht sich zum Teil recht deutlich auf eigene Theatertraditionen.

Ärgerlich ist, dass sämtliche fremdsprachlichen Zitate unübersetzt bleiben und damit unnötige Hürden für Leser aufgebaut werden, die nicht in sämtlichen romanischen Sprachen bewandert sind und vielleicht eher aufgrund ihres Interesses an Film und Theater auf diesen Band gestoßen sind.

Der Titel von Büchern erzeugt immer eine Erwartungshaltung, die bestenfalls erfüllt, oft aber enttäuscht wird. So auch bei *Theater und Schaulust im aktuellen Film*: Wer den aktuellen Film in seiner Vielfalt in Bezug auf Theatralität analysiert finden möchte, der findet leider nur Analysen zum europäischen Autorenfilm. Und wem bei Schaulust im Kino Laura Mulveys grundlegender Aufsatz „Visuelle Lust und Narratives Kino“ in den Sinn kommt, der wird enttäuscht sein, weil sich in diesem Band kaum Anknüpfungspunkte an Mulvey finden lassen. Der Wunsch nach zusammenfassenden Überlegungen zum Verhältnis Theater und Film bleibt – bis auf die erwähnte Einführung – weitgehend unerfüllt. Wer sich aber von solchen Erwartungen unbelastet an das Lesen der Filmanalysen macht, der wird auf einige vieldiskutierte Filme der letzten Jahre einen neuen, anregenden Blick bekommen.